



Niedersächsischer Verband
deutscher Sinti e.V.



UNIVERSITY OF
LIVERPOOL



Universität
Münster



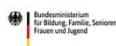
Niedersächsische Beratungsstelle
für Sinti und Roma e. V.

Landeshauptstadt



Stelle für Demokratieförderung
und gegen Rechtsextremismus

Gefördert vom



im Rahmen des Bundesprogramms

Demokratie **Lebend!**



Beitrags-Protokoll zum Mapping-Workshop ‚Alte Routen – neue Einsichten: Orte historischer Mobilität, Erinnerung und das Konzept der Z.-Projektion‘ vom 07.09.2025

Beginn: 9:00 Uhr

Referierende: Prof. Eve Rosenhaft, (Universität Liverpool), Dr. Volha Bartash, Dr. Felix Brahm, Josefine Winterwerb (Universität Münster), Mario Franz, Ricardo Tietz
(Niedersächsischer Verband deutscher Sinti e.V.)

1. Beitrag, Mario Franz, 9:00 Uhr

Eröffnungsrede

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Freundinnen und Freunde,

Ich darf Sie und euch – auch im Namen des Niedersächsischen Verbandes deutscher Sinti – heute ganz herzlich willkommen heißen zum heutigen RomMig Mapping-Workshop, der den Titel ‚Alte Routen - neue Einsichten: Orte historischer Mobilität, Erinnerung und das Konzept der Z.-Projektion‘ trägt. Die Räume der Gedenkstätte Ahlem sind dabei ein besonderer Ort für ein besonderes Vorhaben – und ich freue mich sehr, dass Sie alle heute den Weg hierher gefunden haben.

Lassen Sie mich zu Beginn einige Menschen namentlich begrüßen und meinen ausdrücklichen Dank aussprechen:

Besonders Willkommen heiße ich zunächst **Prof. Eve Rosenhaft** und **Dr. Felix Brahm** – Ihr beide habt das Projekt *RomMig* mit großem Engagement wissenschaftlich getragen und uns in der gesamten Zusammenarbeit mit Offenheit, Sensibilität und fachlicher Tiefe begleitet. Eure Bereitschaft, neue Wege zu gehen, ist für unsere Communities alles andere als

selbstverständlich – und ich denke, ich spreche für viele hier im Raum, wenn ich sage: *Wir fühlen uns gesehen – und ernst genommen.*

Ein großer Dank auch an **Tamara West**, die heute leider aus gesundheitlichen Gründen nicht hier sein kann und an **Dr. Volha Bartasch**, für eure beeindruckende Arbeit, insbesondere in der Aufbereitung der Karten und der historischen Rekonstruktion – eine Leistung, die nicht nur wissenschaftlich bedeutsam ist, sondern auch für unsere Erinnerungsarbeit als Communities von unschätzbarem Wert. Ihr macht sichtbar, was in Archiven oft nur als Zahlen oder Akten verborgen bleibt. Auch dir, lieber **Michael Hoffmann** – herzlichen Dank, dass du heute da bist. Wir beide kennen uns aus der langjährigen Bildungsarbeit, unter anderem aus der Antirassismus-Arbeitsgruppe an der Alexanderschule. Und ich schätze dich nicht nur für deine fachliche Expertise, sondern besonders für deine klare Haltung im Kampf gegen Rassismus – auf allen Ebenen.

Und natürlich – und das sage ich ganz bewusst an dieser Stelle – ein ganz besonderer Dank gilt den Angehörigen der Sinti- und Roma-Communities, die heute hier vertreten sind. Es ist keine Selbstverständlichkeit, sich in solche Prozesse einzubringen. Es verlangt Vertrauen, Kraft und manchmal auch Geduld. Deshalb: Danke, dass ihr heute da seid und eure wertvollen Expertisen einbringt.

Dieser Workshop ist ein Versuch – Wissenschaft, Erinnerung und gesellschaftliche Verantwortung zusammenzudenken. Es geht nicht darum, historische Fakten einfach nur zu „verorten“, sondern darum, Wege aufzuzeigen, wie wir gemeinsam lernen können – aus der Geschichte, mit der Geschichte, aber eben auch **von unseren Geschichten**. Ich bin überzeugt: Wenn wir Kartografie nicht nur als Geografie, sondern als Erinnerungsarbeit begreifen, dann können wir die Welt nicht nur besser verstehen – sondern vielleicht auch gerechter gestalten.

Ich wünsche uns allen einen erkenntnisreichen, respektvollen und produktiven Tag. Lassen Sie uns einander zuhören – und miteinander denken.

Vielen Dank.

2. Beitrag, Ricardo Tietz, 9:20 Uhr

Vorstellung der Akteur:innen des Projekts

Sehr geehrte Damen und Herren,
 liebe Mitstreiter:innen,
 liebe Gäste,

Mein Name ist Ricardo Tietz – ich denke, viele von Ihnen kennen mich inzwischen. Ich bin deutscher Sinto aus Hannover, studiere Geschichte und Philosophie an der Leibniz Universität Hannover und arbeite für die Niedersächsische Beratungsstelle für Sinti und Roma e. V. im Bereich Öffentlichkeitsarbeit. Gleichzeitig bin ich auch Assistenz von Mario Franz im Nds. Verband deutscher Sinti und Teil des Vorstandes der Bundesvereinigung der Sinti und Roma, gemeinsam mit meinen Kolleg:innen Mario Franz, Jill Strüber und Ron Terveen. Im Verband bin ich u. a. für Organisation und Verwaltung zuständig – und seit einiger Zeit auch an verschiedenen Forschungsprojekten beteiligt: etwa zur Verfolgungsgeschichte Mariechen Franz im Museum Syke, zum Projekt „Institutioneller Antiziganismus“ mit dem IDD – und natürlich auch hier im Projekt RomMig, das uns heute alle zusammenführt.

Zum Projekt „RomMig“

Das Projekt „RomMig“ existiert seit 2022. Es beschäftigt sich mit der Migration deutscher Sinti als auch Roma nach Großbritannien – in einem Zeitraum von ca. 1875 bis 1915. Im Fokus steht die historische Rekonstruktion dieser Migrationsbewegungen anhand unterschiedlicher Quellen – zum Teil aus staatlichen und dominanzgesellschaftlichen Archiven, zum Teil aber auch aus Perspektiven der Communities selbst. Und ich denke, genau das ist die Besonderheit dieses Projekts: Es bringt dabei **verschiedene Wissensformen** und Perspektiven **kooperativ** zusammen.

Die zentralen Akteur:innen

Ich möchte Ihnen nun kurz die Akteur:innen vorstellen, die dieses Projekt möglich gemacht und getragen haben:

Prof. Dr. Eve Rosenhaft, University of Liverpool: Sie ist eine der maßgeblichen Initiatorinnen des Projekts, hat den Antrag mitkonzipiert und bringt eine jahrzehntelange

Forschungserfahrung mit – besonders zur deutschen Geschichte, zur Geschichte des Nationalsozialismus und zur Verfolgung der Sinti und Roma in Europa. Sie hat v. a. zur britischen Seite dieses Projekts gearbeitet, aber auch in niederländischen und deutschen Archiven geforscht – und ihre Perspektive hat das Projekt von Anfang an entscheidend geprägt.

Dr. Felix Brahm, Universität Münster: Er ist Historiker im Bereich Global- und Verflechtungsgeschichte und forscht u. a. zu Kolonialismus, Migration und historischen Machtverhältnissen. Gemeinsam mit Eve Rosenhaft hat er das Projekt entwickelt, konzipiert und aufgebaut – und sich besonders auf die **deutsche Quellensituation** konzentriert.

Dr. Volha Bartash ist seit Sommer 2024 im Projekt. Sie ist Ethnologin und Historikerin und bringt ihre Expertise zur Geschichte Osteuropas, zur Sowjetunion und zum Holocaust ein. Auch sie hat intensiv zur deutschen Seite gearbeitet – insbesondere im Bereich Archiv- und Quellenarbeit. **Dr. Tamara West** – leider heute aus gesundheitlichen Gründen nicht anwesend – ist **Mitbegründerin des „RomMig“-Projekts** und hat sich intensiv mit kultureller Geografie, Erinnerungskultur und visueller Forschung beschäftigt. Sie hat maßgeblich die geografische **Migrationskarte erarbeitet**, die wir später sehen werden – und sie war es auch, die diesen Workshop initiiert und möglich gemacht hat. An dieser Stelle geht ein **herzlicher Dank an Tamara**, auch wenn sie heute nicht hier sein kann.

Mario Franz, Präsident unseres Verbands, begleitet das Projekt von Beginn an auf Seiten der Communities. Mario ist für viele von uns weit mehr als ein Funktionsträger: Er ist eine prägende Persönlichkeit der Bürgerrechtsarbeit – nicht nur in Niedersachsen, sondern bundesweit und international. Seit Jahrzehnten arbeitet er zu Sprachwissenschaft, Gedenkarbeit, Bildung, politischer Interessenvertretung und vielem mehr.

Im RomMig-Projekt hat er – wie auch in vielen anderen Projekten – die Rolle des Vermittlers zwischen wissenschaftlicher Forschung und den Perspektiven aus den Communities übernommen. Er bringt **Betroffenheitsperspektiven**, historisches Wissen und **gesellschafts- und machtkritische Lesarten** ein – und das mit einer Genauigkeit, wie sie nur aus langer Erfahrung und persönlicher Verwurzelung entstehen kann.

Ich selbst bin – wie gesagt – seit 2024 Teil des Projekts. Ich habe gerade meine Bachelorarbeit mit dem Titel „Die Auswirkungen des NS-Völkermords auf die Familien der Sinti in Niedersachsen“ mit der Note „sehr gut“ abgeschlossen, war Stipendiat in Tarent bei der „Magna Graecia“-Konferenz und habe an Forschungsprojekten zu antiken griechischen Siedlungen in Süditalien teilgenommen. Im Rahmen von „RomMig“ unterstütze ich v. a. bei Recherchen, historischen Arbeiten (v.a. aus der Betroffenenperspektive) – und bin und an der Organisation dieser Veranstaltung maßgeblich beteiligt.

Und auch **Josephine Winterwerb** möchte ich kurz vorstellen: Sie ist seit Herbst 2024 Teil der Projektgruppe, studierte Geschichte und Sozialanthropologie und schrieb ihre ausgezeichnete Bachelorarbeit zur bürokratischen Diskriminierung von Sinti und Roma im Kaiserreich. Auch sie war – wie Volha Bartasch und Felix Brahm – schwerpunktmäßig mit der Forschung zur deutschen Seite beschäftigt.

Zum Programm: Felix Brahm, Eve Rosenhaft, Volha Bartasch und Josephine Winterwerb werden gleich das Projekt als solches vorstellen und die wesentlichen Inhalte des Projekts in seinen unterschiedlichen Facetten aufgreifen.

Wir machen dann eine halbe Stunde Pause - Das Catering steht bereit – bitte bedienen Sie sich jederzeit gerne. Nach der Pause werden Mario Franz und Ich einige Perspektiven aus der Betroffenenansicht zum Projekt darstellen und näher erläutern und vor allem unsere Perspektiven in der kooperativen Zusammenarbeit und den Entwicklungen schildern. Hiernach schließt sich die Präsentation der geografischen Karte - also des Endprodukts des Projekts sozusagen, den Eve Rosenhaft und Felix Brahm anhand von Quellenmaterial und Migrationsrouten näher vorstellen werden. Um 13:15 Uhr machen wir dann eine Stunde Mittagspause und haben etwas Zeit für freien Austausch und etwas frische Luft. Wir werden hiernach etwa 45 Minuten in die offene Diskussion gehen, um v.a. Perspektiven der Communities zu berücksichtigen und einzubringen, aber eben auch unserer Expert:innen und Wissenschaftler:innen, die heute hier zu Gast sind, um weiterreichende Zukunftsperspektiven des Projekts zu besprechen und in die Arbeit aktiv zu integrieren. Dabei geht es v.a. um die Frage, wie die Karte in Erinnerungskultur und Bildungsarbeit produktiv weiterverwendet werden kann, welche Herausforderungen oder Bedarfe an Material oder Inhalten vielleicht bestehen, aber evtl. auch weiterführende Forschungs- oder Bildungsprojekte, die sich hieraus ergeben können.

Mario Franz und Ich stellen euch dann zum Abschluss nochmal das Konzept der Z.-Projektion vor und inwieweit dieses als heuristisches Werkzeug, sozusagen als „Schablone“ dienen kann, um gesellschafts- und Machtkritische Perspektiven einzubringen und die Betroffenen auch als Akteur:innen ihrer eigenen Geschichten zu begreifen und nicht nur sichtbar zu machen, sondern differenziert zwischen gesellschaftlicher Projektion (Vorurteil) und historischer Realität mit Agency-Perspektive zu begreifen. Wir nutzen die verbleibende Zeit anschließend für ein offenes Pennell und werden die Ergebnisse, Fragen und Anmerkungen sammeln und für die weitere Arbeit dokumentieren.

Ich wünsche Ihnen und euch viel Spaß und einen fruchtbaren Austausch!

Danke!

3. Beitrag, Prof. Eve Rosenhaft, Dr. Felix Brahm, 9:35 Uhr

DFG/AHRC-Projekt: Migration von Sinti und Roma zwischen Deutschland und Großbritannien (1880er Jahre bis 1914): Räume des informellen Handelns, des Medienspektakels und der polizeilichen Verfolgung

Einführung (Dr. Felix Brahm)

Unser Forschungsansatz – inspiriert von der Migrationsgeschichte

Ich möchte an dieser Stelle auch meinen herzlichen Dank aussprechen, ganz besonders an den Niedersächsischen Verband Deutscher Sinti, an Mario Franz und Ricardo Tietz für die großartige Organisation des Workshops, an die Förderer dieser Veranstaltung, und an Sie alle, dass Sie der Einladung gefolgt sind. Ich werde jetzt etwas mehr zur Konzeption des Projekts und unserem Forschungsansatz sagen. Danach werde ich auf die Ausgangssituation im Deutschen Kaiserreich eingehen, worin wir einen Faktor für die Auswanderung nach Großbritannien sehen, und zur Deportation der Auswanderergruppe zurück nach Deutschland. Dabei werde ich auch einige aussagekräftige historische Quellen vorstellen.

Unser Projekt ist konzeptionell inspiriert von den neueren. Hier ist zunächst wichtig zu sehen, dass Sinti und Roma in der Migrationsgeschichte bislang kaum ein Thema waren. Die grenzüberschreitende Mobilität von Sinti und Roma ist dagegen schon länger Gegenstand der Forschung. So ist gezeigt worden, wie die Mobilität von Sinti und Roma– obwohl es sich oft nur sehr kleine Zahlen von Reisenden handelte – die entstehenden Grenzregime der Nationalstaaten herausforderten, und die Mobilität ihren Status als „Außenseiter“ verstärkte. Erst seit Kurzem haben Historikerinnen und Historiker aber damit begonnen, die Mobilität von

Sinti und Roma auch als Migration zu betrachten, also als eine geplante Auswanderung auf der Suche nach Möglichkeiten, möglichst dauerhaft in einem anderen Land zu leben und Geld zu verdienen.

Die Migrationsstudien haben sich zu einem dynamischen und interdisziplinären Forschungsfeld entwickelt. Die vielleicht wichtigste Veränderung, die in den letzten zwanzig Jahren stattgefunden hat, ist die verstärkte Sichtbarmachung der Handlungsfähigkeit, bzw. Agency, von Migrierenden innerhalb von Migrationsregimen. Unter dem Stichwort der „Autonomie der Migration“ haben WissenschaftlerInnen [wie Manuela Bojadzijev und Vassilis Tsianos] gar für eine Umkehrung der „Regime-Perspektive“ und für die Anerkennung der Migration als eigenständige Kraft plädiert.

Uns geht es auch darum, die Strategien gegenüber staatlicher Macht und in der jeweils neuen sozialen und ökonomischen Umgebung sichtbar zu machen, also Handlungsmöglichkeiten, aber eben unter bedrängten Verhältnissen, durch politische und soziale Repression im Sinne der Z.-Projektion, und polizeiliche Verfolgung.

Ein weiterer Ansatz, der unser Projekt inspiriert hat, ist die „multi-sited ethnography“, das kann man vielleicht am besten multilokale Ethnographie in einer sich globalisierenden Welt übersetzen. [George Marcus und Arjun Appadurai sind hier wichtige Referenzen.] Es geht darum, zu untersuchen, welche Bedeutung die Bewegung zwischen den Orten gewann, welche neuen Verbindungen entstanden, und wie sich das Selbstverständnis der Akteure durch die Erfahrung veränderte. Wichtig ist hier auch die Einsicht, dass wir es bei Migrationsbewegungen häufig nicht um durchgeplante Unternehmungen handelt, die ohne Umweg von Herkunftsort A nach Zielort B führen, sondern vielmehr um verschlungene Wege, die stark von äußeren Faktoren, von unvorhergesehenen Begegnungen und Entscheidungen

„on the spot“ geprägt sind. Um diesen Wegen und den transnationalen Erfahrungen jedes einzelnen Reisenden nachzuspüren, hat George Marcus bereits 1995 die Forderung aufgestellt: „Follow the People! Follow the thing“, Follow the story!“.

Damit rief er dazu auf, in der Erforschung von Migration dicht an den Akteuren zu bleiben und ihre Bewegungen zwischen den Orten, ihre Motivationen, Erfahrungen und Erinnerungen so genau wie möglich zu erfassen und zu rekonstruieren. Den Aufruf von Marcus kann man forschungspraktisch aber im Sinne einer „walking ethnography“ verstehen, als Aufruf an die Forschenden, die Orte der historischen Migrationsrouten selbst aufzusuchen, vor Ort nach Spuren zu suchen, und Erinnerungen zu reaktivieren.

Für Historikerinnen und Historiker sind Spuren meistens historische Dokumente, und diese sind für die Migrationsgeschichte häufig nur sehr fragmentarisch überliefert und über den Raum des Migrationsgeschehens verstreut. Das Projekt hat sich aber immer auch multidisziplinär verstanden und wir haben das Glück, mit Mario Franz - unter anderem - linguistische Expertise, mit Tamara West geographische, und durch Volha Bartash und Josephine Winterwerb kulturanthropologische Expertise gewonnen zu haben.

Noch einige Worte zu den schriftlichen Quellen: Ähnlich wie in der Kolonialgeschichte, aus der ich ursprünglich komme, haben wir es auch in unserem Projekt ganz hauptsächlich mit schriftlichen Quellen aus der Fremdperspektive zu tun, die von einem asymmetrischen Machtverhältnis geprägt sind. Das betrifft sowohl die zahlreichen behördlichen Akten, mit den wir arbeiten, als auch die Presseartikel. Ich werde gleich noch zwei solche Quellen beispielhaft vorstellen. Sie müssen sehr gründlich gegen den Strich des strukturellen Rassismus und den wirksamen Z.-Projektionen gelesen werden. Nur so kann es gelingen, die Perspektive der Obrigkeit bzw. der Mehrheitsgesellschaft zu brechen, und Strategien und Stimmen der historischen Akteure freizulegen, die uns eigentlich interessieren. Besonders möchte ich an dieser Stelle auf eine Quellengattung hinweisen, auf die wir glücklicherweise häufiger

gestoßen sind, und das sind Eingaben und Petitionen gegen diskriminierende staatliche Maßnahmen, z.B. gegen die Nicht-Erneuerung von Wandergewerbescheinen.

In diesen kommt einerseits Verzweiflung gegenüber der bürokratischen Macht zum Ausdruck, aber auch Resilienz und Strategien der individuellen und kulturellen Selbstbehauptung. Soweit ich weiß, werden Volha und Josie uns später noch ein Beispiel hierfür demonstrieren.

Das ist für mich die Überleitung zum historischen Kontext im Deutschen Kaiserreich, wo wir in den beiden Jahrzehnten um die Jahrhundertwende 1900 eine sich verschärfende Politik und öffentliche Meinung gegen die Minderheit der Sinti und Roma feststellen können.

Im Sinne der klassischen Migrationsforschung können wir hierhin einen Push-Faktor für die Migrationsentscheidung erkennen. Parallel haben wir in der Zeit ohnehin eine große Westwärts-Migration, insbesondere ab den 1880er Jahren von jüdischen Migrierenden aus dem östlichen Europa. Infrastrukturen der Auswanderung sowohl in die Amerikas, aber auch nach Großbritannien, bestanden bereits. Allerdings wurden mit dem Aliens Act von 1905 in Großbritannien, und dem Immigration Act in den USA von 1907 die Möglichkeiten Einwanderung eingeschränkt, und es ist durchaus möglich, dass auch „unsere“ Migrierenden ihre Möglichkeiten im Ausland testen wollten, bevor dies evtl. nicht mehr möglich sein würde. Zum größten Problem alle im Reisegewerbe tätigen Sinti und Roma im Deutschen Kaiserreich wurden Einschränkungen im Wandergewerberecht. Auch wenn dies nur einen Teil der beruflichen Tätigkeitsfelder von Sinti und Roma ausmachten, und selbstverständlich längst nicht alle Mitglieder der Minderheit einen mobilen Lebensstil verfolgten, waren in dieser Zeit Tätigkeiten u.a. als Pferdehändler, als Musiker, Schausteller; als Kupferschmiede, Kesselflicker oder Korbflechter häufig vertreten, und waren Teil kultureller Identitätsstiftung. Wie die neuere Forschung gezeigt hat, waren dies übrigens keine Dienstleistungen in

ökonomischen Randbereichen, sondern in zentralen Bereichen der Wirtschaft. Man muss sich allein die Bedeutung vor Augen führen, die Pferde und somit auch der Pferdehandel sowohl im ländlichen als auch städtischen Raum der Zeit hatten; das gleiche gilt für die Unterhaltungsbranche, als noch vor der ersten großen Zeit des Kinos, die Schaustellerin sowie musikalische Darbietungen eine Riesenattraktion waren. Und auch das Reparieren von Haushaltsgegenständen war vor dem Entstehen der Wegwerfgesellschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts von wesentlich größerer Bedeutung, und wird als Kulturtechnik in der Zukunft wieder wichtiger werden.

Im Jahr 1883 wurde in der Gewerbeordnung des Deutschen Reiches die Notwendigkeit eines „Wandergewerbescheines“ für den „Gewerbebetrieb im Umherziehen“ etabliert. 1896 wurden die rechtlichen Bestimmungen insofern erweitert, dass die Ausstellung von Wandergewerbescheinen für „Ausländer“, und das heißt alle, die die deutsche Reichsangehörigkeit nicht nachweisen konnten, deutlich erschwert, und nun wurde auch die Gruppe der Sinti und Roma nun explizit genannt: ausländischen „Z.“ war der „Wandergewerbeschein“ stets zu versagen.

Was zunächst unproblematisch für inländische Sinti und Roma klingt, wurde allerdings auch für diese häufig zu einem Problem, da die Reichsangehörigkeit über die Geburtsurkunde und dem Nachweis der Staatsangehörigkeit des Vaters in einem deutschen Bundesstaat nachgewiesen werden musste. Vielfach fehlten jedoch Geburtsurkunden.

Das Reichsinnenministerium, und das Reichsamt des Inneren als koordinierende Stelle, versuchten seit den späten 1890er Jahren, das zeigen die überlieferten Akten sehr deutlich, auch inländischen Sinti und Roma die Erteilung von Wandergewerbescheinen zu erschweren, womit sie auf die Debatten in der Presse und im Reichstag reagierten.

So wies das Reichsamt des Inneren die Landesregierungen an, bei der Ausstellung von Wandergewerbescheinen darauf zu achten, dass ein fester Wohnsitz dokumentiert ist, und

nachzuweisen sei, dass für Unterhalt und Unterkunft von Kindern genügend Sorge getragen werde. In einer Anweisung von 1902 stellte das Reichsamt klar, dass wenn „ausnahmsweise“ inländischen Z ein Wandergewerbeschein ausgestellt werde, diese „Eigenschaft“ ausdrücklich darin angegeben werden müsse.

> PPP Folie Hannover-Engelbostel

Im Landesarchiv Hannover habe ich Unterlagen gefunden, die zeigen, dass den Familien Laubinger und Weirauch, die wir später in Schottland und England wiedertreffen, im Januar 1905 von der Polizei bedrängt wurden, und zwar keine 10 Kilometer von hier aus entfernt. Sie hatten mit sechs Wagen auf dem städtischen Platz an der Chaussee Hannover-Engelbostel Station gemacht, um auf dem Viehmarkt in Hannover-Engelbostel, mit Pferden zu handeln. Nun wurden Sie von der Polizei angehalten und kontrolliert.

In dem detaillierten Polizeibericht heißt es, dass es sich bei den Reisenden um 15 Erwachsene und 12 Kinder mit 6 Wagen handelte. Der Bargeldbestand wurde geprüft, denn hier gab es einen weiteren Hebel der Repression – wäre die Gruppe mittellos gewesen, hätte sie der „Landstreicherei“ schuldig gemacht. Sodann wurden die Personalien aufgenommen und die Wandergewerbescheine gefordert; dabei wurde von der Polizei festgestellt, dass alle Papiere entweder abgelaufen/nicht zurückerhalten oder zerstört waren.

Das Nicht-Zurückerhalten von Papieren war übrigens ein häufiges Problem (und wir haben gestern Abend über bürokratische Gewalt gesprochen), da diese in der ursprünglich ausstellenden Behörde erneuert werden mussten, und nach dem Einsenden oft eine lange Zeit bis zu Antwort verging. So gab z.B. Christlieb Laubinger an, seine Papiere an die Bezirksverwaltung Nordhausen gesendet, aber noch keine Antwort erhalten zu haben.

Das 5. Polizeirevier berichtete der Polizeidirektion Hannover von dem Ergebnis ihrer Kontrolle, und erhielt vom zuständigen Dezernenten telefonisch folgende Anweisung:

„den [Z.] ist vor ihrer Weiterreise zu eröffnen, daß sie in Zukunft hier zum Handeln nicht zugelassen würden, wenn sie nicht im Besitze eines gültigen Wandergewerbescheines oder eines amtlichen Nachweises darüber seien, daß die Ausstellung eines Wandergewerbescheines beantragt und dem Antrage voraussichtlich entsprochen werden würde.“

Natürlich ist nicht klar, welches Gewicht das Erlebnis in Hannover-Engelbostel in der Entscheidung hatte, das Wagnis der Fahrt nach Großbritannien anzutreten. Aber es beweist doch, dass Mitglieder der Gruppe, die ein Jahr später in England anlandeten, konkrete Schwierigkeiten mit dem Pferdehandel im Deutschen Reich hatten. Und das war natürlich kein Einzelfall – die Archive sind voll vergleichbarer Fälle, die zeigen, wie Sinti und Roma gerade in den mobilen Berufsfeldern von Verwaltung und Polizei drangsaliert wurden.

Der ehemalige städtische Platz an der Chaussee zwischen Hannover und Engelbostel – sofern er noch zu identifizieren ist –ein Ort, den ich gerne einmal im Sinne einer „walking ethnography“ mit Mitgliedern aus der Community aufsuchen würde. Dort hatten, wie den Hannoveraner Polizeiakten zu entnehmen ist, übrigens auch in den Jahren davor bereits häufiger Gruppen Station gemacht und waren von der Polizei kontrolliert wurden, mit bekannten Namen unserer Auswanderer wie: Heinrich Franz, Karl Reichhardt; Wilhelm Steinbach, und andere.

Im Februar 1906, also ein Jahr nach dem Vorfall in Engelbostel, und zwei Monate vor der Ausreise nach Großbritannien, wurden die Bedingungen für die Minderheit in Deutschen Kaiserreich weiter verschlechtert, mit der „Anweisung zur Bekämpfung des Z.-Unwesens“ seitens des Reichsminister des Inneren: Darin wurden die Verwaltungsbehörden angewiesen, jedes „Auftreten“ von Sinti und Roma in ihrem Zuständigkeitsbereich sofort anzuzeigen; dafür, so wurde explizit ausgeführt, sei eine Mitwirkung der Bevölkerung, also Denunziation, nötig, auf die hingearbeitet werden sollte. Ausländische Sinti und Roma, und das heißt alle, die sich nicht als deutsche Reichangehörige ausweisen konnten, sollten sofort in

das Herkunftsland abgeschoben werden, möglichst über die Reichsgrenze hinaus. Der Anweisung hing auch eine Liste von Gesetzen und Vorschriften an, gegen die Sinti und Roma verstoßen haben könnten, und was jeweils zur Verwehrung des Wandergewerbescheins führen würde, z.B. „Unbefugtes Verweilen auf fremden Grundstücken, Weiden von Vieh auf fremden Grundstücken, unberechtigtes Fischen, Anzünden von Feuer im Walde, in gefährlicher Nähe desselben etc., Verletzung der Wehrpflicht, und die „mangelnde Beaufsichtigung von Kindern“.

Über die Migrationsbewegung nach Großbritannien hat Eve bereits gesprochen, und wir werden dazu in der späteren Sektion zu unserer Karte noch mehr erfahren. Ich möchte an dieser Stelle darauf hinweisen, dass beide größeren Migrationsbewegungen – also jene von 1904/05 und 1906, mit der Deportation zurück ins Deutsche Kaiserreich endeten, auch wenn diese juristisch anfechtbar gewesen wäre. Die diplomatische Kooperation zwischen Großbritannien und dem Kaiserreich, die die Abschiebung aus Sicht der Behörden ermöglichte, erspare ich Ihnen.

> PPP Folie Sandtorquai

Ich möchte lieber noch eine andere Quelle mit Ihnen teilen, und zwar einen längeren Presseartikel über die Rückkehr nach Hamburg. Es ist ein aus der umfangreichen Zeitungsrecherche, die wir durchgeführt haben. Der Artikel berichtet über die Rückankunft der 1906er-Gruppe. Der Reporter der Hamburger Nachrichten zeichnete ein Bild der Gruppe, das in vielerlei Hinsicht typisch für die Presseberichte über Sinti und Roma dieser Zeit war, voll rassistischer und ethnozentrischer Z.-Projektion. Dennoch enthält der Artikel auch einige für uns interessante Informationen:

Erstens berichtet der Artikel über den wirtschaftlichen Erfolg des ganzen Migrationsunternehmens. Nachdem die Gruppe Deutschland (Ende März/Anfang April

desselben Jahres) mit nur vier Pferden verlassen hatten, seien sie nun mit 33 Pferden zurückgekehrt. Nach Gesprächen mit Mitgliedern der Gruppe berichtete der Korrespondent der Hamburger Nachrichten, dass sie mit dem Ergebnis zufrieden seien, nur um dann zu hinterfragen, ob der Pferdehandel wirklich die Haupteinnahmequelle gewesen sein könne, und anzudeuten, dass es sich vielmehr um Betteln und Diebstahl, Wahrsagerei und „Beschwörung von Geistern“ gehandelt haben müsse.

Aus dem Artikel erfahren wir außerdem, dass die Rückkehrenden angaben, die große Gruppe würde sich aufteilen und weiter nach Wandsbek und Uelzen, Hannover und Stettin reisen wollen – mögliche Routen, denen wir nachgegangen sind. In der Lüneburger Heide und in Hannover haben wir Teile der Gruppe tatsächlich gefunden, in der Gegend von Stettin erst einige Jahre später.

Die sehr umfangreiche Zeitungsberichterstattung in Großbritannien und Deutschland war übrigens auch eine Quelle für die Polizei - und umgekehrt griff die Presse Polizeiberichte nur zu gerne auf. Diese enge Verflechtung von Medien und Polizei in der Diskriminierung von Sinti und Roma ist ebenfalls Gegenstand unserer Forschung.

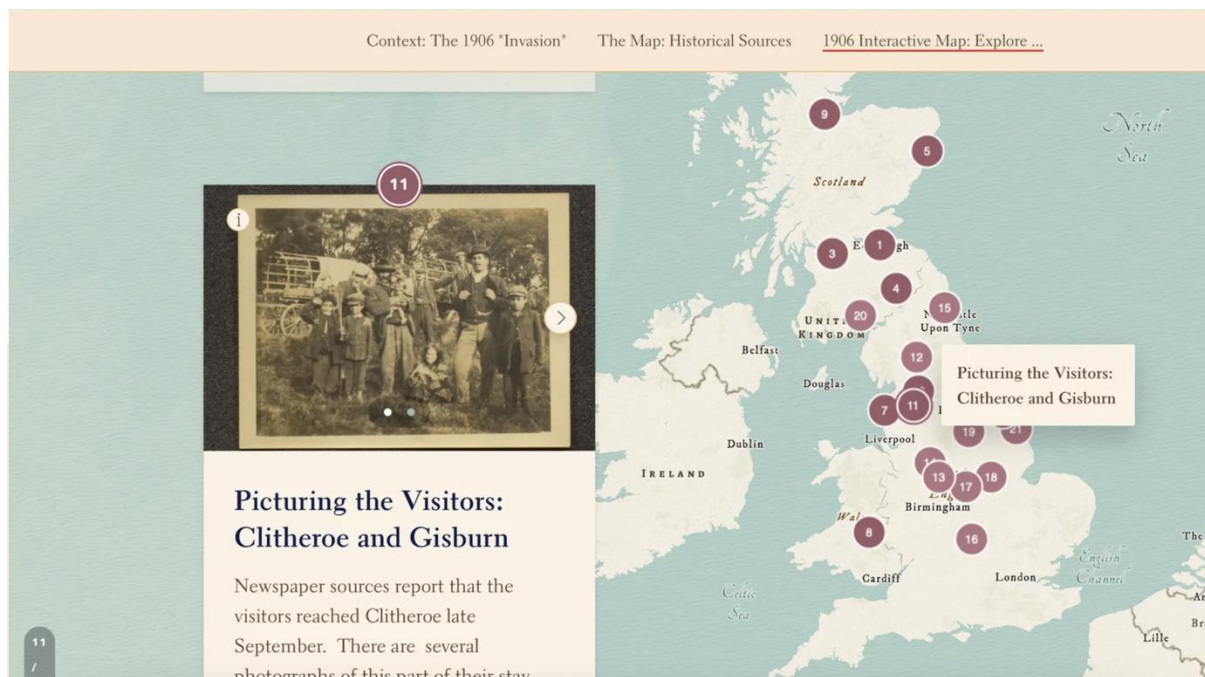
> PPP Folie Mitteilung an Magistrat in Eldagsen

So hatte auch der Regierungspräsident von Hannover bereits im Juni 1906 Information darüber, dass ausgereiste Gruppe von Sinti und Roma wohl aus Großbritannien abgeschoben werden würde. Daher schrieb er 16. Juni 1906 in vorauseilendem Gehorsam an alle Magistrate und Gemeindevorsteher in seinem Bezirk und erinnerte an die Anweisung zur Bekämpfung des Z-unwesens. Implizit ist hier die Drohung, die nach Großbritannien ausgewanderten Sinti und Roma nun gar nicht mehr als Reichszugehörige anzuerkennen. Das allerdings musste das Deutsche Reich im Zuge der diplomatischen Verhandlungen mit Großbritannien aber akzeptieren. Der Wortlaut der Sondermitteilung des Regierungspräsidenten Von Philipsborn lautete:

„Nach einer mir zugegangenen Nachricht besteht die Möglichkeit, daß starke [Z.]-banden angeblich deutscher Reichszugehörigkeit ohne vorherige einwandfreie Feststellung dieser Eigenschaft aus England oder Schottland nach dem deutschen Reiche abgeschoben werden. Ich nehme deshalb Veranlassung, erneut auf die am 24. März d. Js. (...) mitgeteilte Anweisung zur Bekämpfung des Z-unwesens, insbesondere Abschnitt A derselbst, hinzuweisen.“

Damit übergebe ich nun noch einmal an Eve, die noch etwas zu unseren Workshops und Konferenzen innerhalb des Projekts sagen wird.

Vorstellung des Projektverlaufs bis heute (Prof. Eve Rosenhaft)



(Geohistorische Karte der Migrationsbewegungen deutscher Sinti als auch Roma nach Großbritannien, 1875 - 1915, von Dr. Tamara West)

Ende April 1906 trafen in mehreren Nordseehäfen in England und Schottland Gruppen deutscher Sinti und Roma ein; in den darauffolgenden Monaten kamen insgesamt ca. 200 an, obwohl man damals gelegentlich von Tausenden redete, die sich angeblich in Deutschland auf die Reise vorbereiteten. Sie fuhren mit der Bahn und/oder mit Pferdewagen durch Deutschland und von Hamburg aus per Dampfschiff nach GB, und reisten als Familien in Gruppen von bis zu 70 Menschen weiter, kreuz und quer durch GB. Schon in den ersten Tagen kamen in der

britischen Presse Berichte über diese “German Gipsy Invasion – Deutsche Z-Invasion”. An jedem Ort, wo sie ankamen, waren Reporter dabei, die mehr oder weniger sensationelle Berichte brachten, es zirkulierten Fotos in der Presse [slide] und auf Postkarten [slide], und die ganze Episode entwickelte sich somit zu einem Medienspektakel. Gleichzeitig sorgte sie für Aufsehen bei den Regierungen in Berlin und London, denn die Regierungen waren gerade dabei, in ihren eigenen Ländern und im Einvernehmen mit anderen europäischen Staaten die Einwanderung “unerwünschter” Gruppen und speziell die Mobilität der SuR durch neue Gesetze und Polizeimaßnahmen zu unterbinden. In Deutschland hieß das die “Bekämpfung des Z-unwesens”, und manche meinten, die deutschen Sinti und Roma wären vor den neuesten antiziganistischen Polizeimaßnahmen geflüchtet, die Felix anschließend erläutern wird. Erst Ende November 1906 konnten die letzten S/R Familien nach Deutschland zurückgeschickt werden [slide pic + Hamburg newspaper]. Allerdings konnten sie auch zu diesem Zeitpunkt nicht dazu gezwungen werden, denn sie waren klugerweise als Touristen und nicht als Immigranten eingereist. D.h., rechtlich konnten sie zwar in GB von der Ortspolizei [slide] überwacht und kontrolliert und über die jeweilige Gemeindegrenze gejagt werden, und das geschah überall, aber sie fielen nicht unter das neue Einwanderungsgesetz, man konnte sie also nicht ohne weiteres abschieben. Dies ist die Geschichte, die wir in dem RomMig-Projekt erforschen.

Die Ereignisse von 1906 blieben Jahrzehnte lang in Erinnerung, sowohl bei den Sinti und Roma als auch in GB. Und ich bin eigentlich durch einen von den damaligen Reisenden dazu gekommen, die Geschichte erforschen zu wollen. Zwischen 2019 und 2022 habe ich an einem Forschungsprojekt mitgearbeitet, bei dem es um den historischen Beitrag von Sinti und Roma zur Herausbildung von öffentlichen Räumen in Europa ging. Ich hatte mir Pferdehändler und Pferdemarkte in Deutschland als Thema vorgenommen, und sollte mit meiner Mitarbeiterin Tamara West biographische Studien aufarbeiten. Dabei wurde schnell klar, dass es sinnvoller war, mit Familiengeschichten zu arbeiten als mit Einzelbiographien, und ich fing mit Pferdehändlerfamilien an, die ich aus meinen früheren Forschungen über SuR-Genozidopfer kannte. Wie sollte und konnte ich anhand der Lebenszeugnisse von diesen Menschen eine Geschichte recherchieren und erzählen, die über die Holocaust-Erfahrung hinaus gehen sollte – eine Geschichte, in der die Sinti und Roma nicht nur als Opfer erscheinen? Und dann fiel mir dieser Herr ein: Duntschi Kul, mit bürgerlichem Namen Josef Laubinger (1895 Kattowitz/Katowice – 1943 Auschwitz) [slide photo]. Denn er erzählte in den 1930er-Jahren, wie er als Kind mit seinem Vater nach England gereist war. Mir war die sogenannte “German Gipsy Invasion” in groben Umrissen bekannt, Britische Wissenschaftler und

WissenschaftlerInnen hatten bereits etwas darüber geschrieben, allerdings mit dem Blick auf die Einstellungen der Briten. In Laubingers Ausweis, der im Landesarchiv Sachsen-Anhalt in Magdeburg liegt, fand ich die Namen seiner Eltern, und dann – es war einfach ein Glücksfall, dass gerade diese Namen unter den wenigen waren, die in den britischen und deutschen Quellen über die “Gipsy Invasion” immer wieder auftauchen. So konnten wir die Britannien-Reise der Laubingers als Kernstück nehmen, um die Geschichte einer Familie zu erzählen. [slide Laubingers map] Andere Quellen zeigen, dass sich Duntschis Vater nach der Rückkehr 1906 mit anderen Sinti und Roma-Familien aus der Reisegruppe in Berlin niederließ. Damit gehörten sie zu der ersten Großstadtgeneration deutscher Sinti und Roma, die schon vor dem ersten Weltkrieg das Stadtbild von Berlin prägte [slide Romani Berlin map].

Nach diesen ersten Recherchen war uns also klar, dass die Geschichte mehrere Schichten und Dimensionen hat, und dass sie neue Perspektiven eröffnet, nicht nur auf die Politik und Einstellungen der Mehrheitsgesellschaft im transeuropäischen Raum, sondern auch auf die Agency der Sinti und Roma selbst. Und das ist wichtig, weil die Geschichte deutscher SuR in den Jahrzehnten vor dem Holocaust wenig erforscht ist. Als es dann möglich wurde, mit Felix zusammen ein neues Drittmittelprojekt zu beantragen, nahmen wir uns vor, die Reise von 1906 in ihrem breiteren Kontext zu vertiefen.

Eines, was wir bei unseren Forschungen feststellen mussten, ist, dass die Episode von 1906 nicht die einzige oder erste dieser Art war. Die “German Gipsy Invasion” war besonders spektakulär, nicht zuletzt deshalb, weil die SuR die ganze Insel Großbritannien bereisten und fast nach Irland gekommen wären. Wir wissen inzwischen, dass einige von denen, die 1906 nach GB reisten, bereits Ende 1904 in London aufgetaucht waren [slide Macedonians] [“Macedonians”? Etiketten >> Gruppenzugehörigkeit...]. Aber Sinti und Roma aus ganz Europa waren schon seit den 1880er Jahren in GB unterwegs. Einerseits finden wir mehrere Beispiele dafür, wie einzelne Familien ihre gewerblichen Reisen über europäische Grenzen auf GB ausdehnten, um dann auf das Festland zurückzufahren. Es waren hierunter vor allem Artisten – Akrobaten scheinen gute Chancen gehabt zu haben – [slide logo pic + McCormick Ursari] sowie Bären- und Affenführer. Als die Deutschen 1906 in England und Schottland ankamen, fanden sie schon Schausteller und Impresarien vor, die darauf spezialisiert waren, ausländische Sinti und Roma aufzufangen und zu engagieren. Aber es kamen auch größere Familiengruppen, 1886 die sogenannten “Greek Gypsies” [slide], 1911 die “Gypsy Coppersmiths”, [slide] Kalderascha, die eine Zeit lang ihr Gewerbe in und um Liverpool betrieben, bevor sie nach Amerika einschifften. D.h., Sinti und Roma – vor allem Roma aus Osteuropa – nahmen wie Millionen andere Europäer an den Massenauswanderungen von

Europa nach Übersee Teil, die am Ende des 19. Jahrhunderts stattfanden. Deshalb heißt es im Titel unseres Projekts “Migration von Sinti und Roma”, während wir in unserer Interpretation dessen, was 1906 passierte, tatsächlich zwischen zwei Sichtweisen harren: gingen die Deutschen – etwa als “Flüchtlinge” - mit Aussicht auf permanente Auswanderung nach GB, oder handelte es sich um die herkömmliche gewerbliche „Grenzgängerei“? Zu dieser und anderen Forschungsfragen hat Felix etwas zu sagen.

Vorstellung des Projektverlaufs bis heute - britische Perspektive (Dr. Felix Brahm)

Ich komme jetzt darauf zurück, wie die Geschichte 1906 in Großbritannien ablief und was die britischen Quellen aussagen. Es handelt sich dabei um 3 Sorten von Quellen: Erstens, Behördenarchive: Im Nationalarchiv in London finden wir hauptsächlich Korrespondenz unter Regierungsmitgliedern darüber, ob und wie die Sinti und Roma abgeschoben werden können. In regionalen und städtischen Archiven finden wir gelegentlich Berichte über Einzelfälle von Festnahmen und ähnliches, eigentlich weniger als wir erwartet hatten, und auch fotografisches Material. Sehr wichtig sind zwei weitere Quellengruppen: Erstens, die Presseberichterstattung. Diese war wirklich flächendeckend, wie ich schon angedeutet habe, über 7 Monate kam fast jeden Tag ein Bericht aus einem oder mehreren Orten, und zum Glück ist sehr viel davon jetzt im Internet zugänglich. Einerseits sollen und wollen wir die vielen Darstellungen der Sinti und Roma Reisenden als ein Medienspektakel verstehen, das in erster Linie die Mentalität der Mehrheitsgesellschaft, der Gadje, reflektiert; hier hilft eine Analyse von Texten und Fotos zu verstehen, wie sich der stereotype Blick auf die “Gypsies” als “Andere” über Jahrzehnte und Jahrhunderte wiederholt und verfestigt hat. Und es kommen – keine Überraschung – die gewöhnlichen Stereotype und Vorwürfe vor: Bettelei, Wahrsagen, Betrug, Diebstahl. Aber gerade weil die deutschen Sinti und Roma sozusagen *andere* Andere waren, in zweierlei Hinsicht exotisch, wird an manchen Stellen recht ausführlich darüber berichtet, was sie über sich selbst und über ihre Erfahrungen zu sagen haben und wie sie handeln. Das heißt, gerade der Überraschungseffekt bei den britischen Beobachtern führt dazu, dass die Presseberichte die Sinti und Roma zu Wort kommen lassen und Einsicht in ihre Agency gewähren – viel mehr als etwa die Polizeiberichte, die in den deutschen Quellen überwiegen. Merkwürdigerweise gibt es auch Beispiele dafür, wie Britische Gypsies und Travellers ihre Meinung über die Besucher aus Deutschland aussprechen. Das gilt übrigens auch für die dritte Gruppen von Quellen: Das

sind Berichte, auch Fotos, die aus dem Umkreis der Gypsy Lore Society kamen. Diese “Gesellschaft für Z-Kunde” sammelte Material zur Sprache und Kultur der Sinti und Roma aus aller Welt, und hatte ihren Sitz in Liverpool. Ihr Archiv und ihre Veröffentlichungen enthalten mehrere Berichte über die “German Gipsy Invaders”, und da es diesen Forschern und Forscherinnen darum ging, Romanes zu hören und zu üben und mündliche Folklore zu sammeln, sind auch daraus die Stimmen der Sinti und Roma zu erhören – wenn auch manchmal verstellt und mißverstanden. [slide: GLS folks and Roma]

Hier ein paar Beispiele dafür, was wir aus den britischen Quellen gelernt haben, an Hand von Bildern, die ich bereits gezeigt habe: [Our Gypsy Visitors] Dieses Bild ist in zweierlei Hinsicht interessant: Erstens erscheinen die “Gypsy Visitors” in einem sehr positiven Licht – als gepflegt, selbstbewusst, freundlich, ja sogar einladend. Und man könnte fast glauben, dass sie die Postkarte im Auftrag gegeben hätten. Denn es gibt guten Grund zu glauben, dass dies eine von den Postkarten war, die (laut Berichten von der Gypsy Lore Society) im August 1906 in Blackpool von einem Jungen Namens Jaja Sattler verkauft wurden. Auf jeden Fall macht uns das Bild darauf aufmerksam, erstens, dass die Sinti und Roma unternehmerisch tätig waren und zweitens, dass sie an diesem Medienspektakel aktiv teilgenommen haben. Das Verkaufen von Postkarten habe ich inzwischen auch in Berichten aus den Niederlanden gefunden.

Unternehmerisch gehandelt haben auch die Reisenden, deren erste Stationen in Schottland waren [Glasgow pic]. Das Foto rechts zeigt sie eindeutig vor einer Kulisse. Auf dem Glasgower Rummelplatz, auf den sie von der Polizei gewiesen wurden, traten sie mit akrobatischen Darbietungen auf – zunächst informell, aber dann handelten sie einen Vertrag mit dem dortigen Theaterbesitzer aus. U.a. inszenierten sie auf der Bühne eine “Gypsy Wedding”, es liessen sich dann 15 Paare in der Deutschen Kirche trauen [wedding / baptism records] und die fünf Kinder, die auf der Hinreise geboren worden waren, wurden dort getauft und die Geburten standesamtlich eingetragen. Hier vermischen sich Theater und Alltagsbewältigung in recht kreativer Weise.

Was Theater anbelangt, so bringen die britischen Presseberichte Beispiele für etwas, was in der Sinti-Community glaube ich selbstverständlich ist, was aber bei Gadge kaum beachtet wurde und wird, weil es nicht ins Stereotyp des “authentisch primitiven” „Z“ passt: Sie haben überall musiziert, und überall zum Erstaunen des Publikums keine exotische Volksmusik, sondern die allerneuesten Schlager und Tänze vorgeführt, und zwar die englischen. Sie haben also die Tradition des Ständelns – der Ursprünge von Gypsy-Jazz - aus Europa mitgebracht. Was bei uns natürlich Fragen aufwirft: Wie und woher, bei welchen Interaktionen mit welchen Briten, haben sie die englischen Lieder so schnell gelernt?

Zu guter Letzt der Pferdemarkt [Leek]: Hier sehen wir, wie der “Invader” selbstbewusst, als Händler unter Händlern, den Marktplatz betritt und durch seine Präsenz den Raum neugestaltet. Das Bild passt übrigens zu Zeitungstexten, in denen Verhandlungen zwischen deutschen und englischen Pferdehändlern detailliert beschrieben werden, und zwar als Interaktionen auf Augenhöhe.

Mit dem Begriff “auf Augenhöhe” komme ich zu einer kurzen Beschreibung dessen, wie das Projekt praktisch verlaufen ist, was wir geleistet haben, was wir noch zu tun haben. Die Erstellung der Karte, die wir heute Nachmittag vorstellen wollen, stand schon immer im Mittelpunkt unserer Pläne. Überdies haben wir zwei Tagungen veranstaltet: einen Workshop in Bielefeld zum Thema Formen von Migration und Mobilität in der Geschichte der Sinti und Roma, und eine Konferenz in London, wo wir das Thema von Einwanderungskontrollen und Vorstellungen von “unerwünschten” Migranten im breiteren internationalen Rahmen diskutierten. Aus den Veranstaltungen sind Sammelbänder hervorgegangen, die 2026 erscheinen werden. Dann wollen wir im Forschungsteam ein Buch zusammenstellen, das die Geschichte von 1906 neben Kapiteln zu verschiedenen Themen bringen soll. In diesem Buch werden alle Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen am Projekt vertreten sein: ich, Felix, Volha, Josie, Tamara, Mario und Rico.

Die Zusammenarbeit mit Mario, der auch Jill Strüber und zuletzt Rico Tietz mit einbezogen hat, stand immer von vornherein auf dem Plan. Bei dem früheren Projekt engagierten sich Vertreter der Sinti-Verbände in Bremen und Bremerhaven, sowie auch Romeo Franz, aber erst im Nachhinein, als aus der Dokumentation ein Theaterstück für die Bremer Shakespeare Company wurde (Wohin jetzt?...). Für RomMig wollten und konnten wir Mario und den Niedersächsischen Verband als *Forschungspartner* gewinnen. Ehrlich gesagt, wir sahen den Verband am Anfang vor allem als Brücke oder Vermittler zur Community, denn der heutige Workshop stand immer im Plan und er sollte von hier aus organisiert werden. Aber... Mario ließ sich nicht instrumentalisieren. Und mit Recht. Er ist von Anfang an bei jedem Treffen dabei gewesen, hat sein Wissen und seine Einsichten eingebracht, und hilft uns, die wir weder Sinti noch Roma sind, zum Verständnis dessen, was wir in den Quellen finden. Und sein Z-Projektion-Begriff ist in unseren Publikationen eingebettet. Zusammen lernen wir nach und nach kooperativ forschen.

4. Beitrag, Dr. Volha Bartash, Josephine Winterwerb, 11:20 Uhr

Migration von Sinti und Roma zwischen Deutschland und Großbritannien (1880er Jahre bis 1914) - Räume des informellen Handelns, des Medienspektakels und der polizeilichen Verfolgung



(Ahlem, Vortragssaal, 1. Reihe)

1. FOLIE: Vorstellung und Verlauf (Dr. Volha Bartash)

Felix und Eve wollten eine äußere Perspektive einbringen und auch polnische – früher deutsche – Archive untersuchen.

Bis jetzt war ich in drei polnischen Städten und habe über 1000 Seiten Dokumente kopiert. Allein könnte ich diese nicht lesen und verarbeiten. Deshalb bin ich sehr dankbar für die großartige Unterstützung von Josie, unserer Hilfskraft.

- Volha Bartash + Josephine Winterwerb: **Vorstellung**
 - Bachelor in Geschichte und Sozialanthropologie
 - Bachelorarbeit bei Herrn Brahm und Volha Bartash zu Handlungsspielraum von Sinti und Roma im Kaiserreich im Angesicht bürokratischer Macht geschrieben

- arbeitet seit letztem November an dem Projekt als studentische Hilfskraft

FOLIE 2: Ziel im Kontext des Projekts

(Dr. Volha Bartash)

Slide Koszalin

Letzten Herbst reiste ich nach Szczecin, Poznań und Koszalin (Köslin), um neue Archive für unser Projekt zu erkunden.

Das waren sehr interessante Reisen. Insbesondere hat mir Koszalin gut gefallen. Es ist eine sehr gemütliche und nostalgische Stadt im Norden Polens. An den Wochenenden habe ich auch viele deutsche Touristen in diesen Städten gesehen.

Das Ziel unserer Arbeit im Projekt ist es, historische Dokumente aus europäischen Archiven zu analysieren, die Hinweise auf Migrationsbewegungen von Sinti als auch Roma zwischen 1871 und 1915 enthalten. Diese Daten sollen nicht nur wissenschaftlich erschlossen, sondern auch kartografisch dargestellt werden – und dadurch für Bildungs- und Erinnerungsarbeit nutzbar gemacht werden. Unsere Quellen stammen überwiegend aus Verwaltungs- und Polizeikontexten – sie sind also nicht neutral, sondern geprägt von Macht, Kontrolle und Zuschreibung.

FOLIE 3: Kategorien analysierter Dokumente

(Dr. Volha Bartash)

Slide “Tisch”

Zum Glück bietet Polen eine ausgezeichnete digitale Archiv-Datenbank. Ich bestellte alles, was mit mobilen Berufen und Handel in der Region zusammenhing. Auch die Archivisten waren sehr nett und hilfsbereit.

Insgesamt machte ich etwa tausend Kopien von verschiedenen Dokumenten. Wir arbeiten mit ganz verschiedenen Dokumenten: darunter Wandergewerbescheine, Ausweisungen, Korrespondenzen zwischen Behörden, Kontrolllisten, gerichtliche Anweisungen und Polizeiberichte. Alle diese Quellen erzählen etwas darüber, wie Sinti als auch Roma staatlich erfasst, kontrolliert oder sanktioniert wurden – und gleichzeitig zeigen sie auch Momente des Aushandelns, des Widerstands oder der biografischen Komplexität.

FOLIE 4: Beispiel Wandergewerbeschein

(Dr. Volha Bartash)

Slide “Ziele”

Also, was machen wir jetzt mit diesen Dokumenten? Dafür haben wir drei Hauptziele in unserer Analyse:

1. **Migrationswege verstehen** – wir möchten individuelle Lebensgeschichten und Routen nach England nachzeichnen.
2. **Gruppen & Kontexte erforschen** – wir wollen die Erfahrungen der Migrant:innen in ihren historischen und sozio-politischen Rahmen einordnen.
3. **Staatliche Maßnahmen analysieren** – Unser besonderer Fokus liegt dabei auf der Polizeiverfolgung.

Ein typisches Beispiel ist der sogenannte Wandergewerbeschein – ein Dokument, das vor allem für selbstständige Händler:innen notwendig war, um legal reisen und arbeiten zu dürfen. Diese Scheine konnten jedoch auch verweigert oder entzogen werden – was für die Betroffenen gravierende Einschränkungen bedeutete. Wir haben solche Fälle dokumentiert und in unser Mapping integriert.

FOLIE 5: Ausweisung eines Pferdehändlers

(Dr. Volha Bartash)

Slide “Types of documents”

Auf dieser Folie sehen Sie die Arten der Dokumente, die wir analysieren.

Erstens gibt es staatliche Anordnungen – das sind Regelungen, die sich auf Personen beziehen, die weiterhin unterwegs waren. Sie geben uns Einblicke, wie der Staat Migration und Mobilität kontrollieren wollte.

Zweitens haben wir **Akte der lokalen Behörden**. Diese betreffen Maßnahmen zur Ausweisung und zur Ausstellung von *Wandergewerbescheinen*. Oft gibt es separate Akten für Sinti und Roma, manchmal werden sie zusammen mit Unterlagen zu wandernden Händlern geführt. Diese Dokumente helfen uns zu verstehen, wie die lokalen Behörden die Bewegung von

Gruppen reguliert haben.

Drittens analysieren wir polizeiliche Anordnungen, also die *Polizeilichen Maßregeln gegen Zigeunerfamilien*, die in separaten Akten gesammelt wurden. Sie zeigen deutlich, wie Polizei und Staat Druck auf die betroffenen Familien ausgeübt haben.

Diese drei Dokumenttypen zusammen geben uns die Grundlage, um Migration, staatliche Maßnahmen und Verfolgung im historischen Kontext zu untersuchen.

Hier habe ich ein paar Fotos von Dokumenten vorbereitet. Zum Beispiel ein *Wandergewerbeschein* und eine **Ausweisung** für den Pferdehändler Rose aus der Zeit des Ersten Weltkriegs. Besonders interessant: Die Akten enthalten sogar schon ein persönliches Foto der Person.

Ein weiteres Beispiel ist die Ausweisung eines Pferdehändlers – hier wird deutlich, wie stark die staatliche Kontrolle durch wirtschaftliche oder moralische Zuschreibungen motiviert war. Diese Akten zeigen auch, wie bestimmte Tätigkeiten kriminalisiert wurden – nicht auf Grundlage tatsächlicher Taten, sondern aufgrund der Gruppenzugehörigkeit oder des Lebensstils.

FOLIE 6: Arbeit mit dem Archivmaterial

(Josephine Winterwerb)

Ich selbst habe in den letzten Monaten vor allem mit Archivmaterial gearbeitet, das uns in digitalisierter Form vorlag – zum Beispiel aus dem Staatsarchiv Posen und dem Staatsarchiv Köslin. Zwei der Akten decken den Zeitraum von 1878 bis 1917 ab, eine weitere enthält polizeiliche Maßnahmen gegen „Zigeunerfamilien“ von 1844 bis 1908.

Meine Aufgabe war es, aus allen digitalisierten Dokumenten – insgesamt 76 Seiten – sämtliche Namen herauszuschreiben. Dabei habe ich insbesondere auf Namen geachtet, die bereits auf unserer Excel-Liste stehen – also Personen, die entweder selbst nach England migriert sind oder mit bekannten Migrant:innen verwandt sein könnten.

Von diesen Personen habe ich alle biografischen Daten erfasst, soweit sie im Dokument enthalten waren: Geburtsdatum, Geburtsort, Beruf, Familienstand, Wohnort – aber auch äußerliche Merkmale, sofern sie angegeben wurden. Natürlich müssen wir dabei immer berücksichtigen: Diese Angaben sind nicht immer korrekt – sie können auf Hörfehlern, Vorurteilen oder auch bewussten Fehlinformationen beruhen.

FOLIE 7: Ergebnis – neue Aufenthaltsorte

(Josephine Winterwerb)

Durch diese Arbeit konnten wir 13 neue Aufenthaltsorte erschließen, die in den polnischen Akten erwähnt werden. Sie beziehen sich auf den Zeitraum zwischen 1899 und 1914. Allerdings gilt auch hier: Wir wissen nicht mit Sicherheit, ob diese Angaben zutreffend sind – sie liefern aber wichtige Anhaltspunkte für weitere Recherchen.

FOLIE 8: Fallbeispiel – Mordverdacht und Überwachung

(Josephine Winterwerb)

Ein besonders aufschlussreicher Fall stammt aus dem Staatsarchiv Köslin: Am 2. Oktober 1899 wurde eine Frau namens Emilie Wussow in Pommern erschlagen. Die Staatsanwaltschaft in Stargard verdächtigte daraufhin drei Gruppen von Sinti oder Roma. In den folgenden Wochen wurden polizeiliche Ermittlungen angestellt und Überlegungen getroffen, den betreffenden Personen die Wandergewerbescheine zu entziehen.

Zwei Personen sind für uns besonders relevant:

Erstens **Hugo Julius Franz**, der in einem Schreiben zunächst als Handelsmann, später aber als Künstler bezeichnet wird.

Zweitens **Joseph Strauss**, bei dem es sich – wie wir herausarbeiten konnten – eigentlich um **Albert Ernst** handelte. Zusätzlich gibt es einen dritten Mann mit ähnlichem Namen, der jedoch bestreitet, identisch zu sein.

Der Fall zeigt, wie staatliche Stellen Gruppen kollektiv unter Verdacht stellen – und welche Strategien Einzelpersonen möglicherweise nutzen, um sich gegen diese Zuschreibungen zu wehren. Die Anpassung von Namen, Berufen oder Identitäten könnte ein Mittel gewesen sein, um Handlungsspielräume zu erhalten – oder die Behörden zu verwirren.

FOLIE 9: Probleme in der Quellenarbeit

(Dr. Volha Bartash)

Ein grundlegendes Problem unserer Quellenbasis ist die **Einseitigkeit der Perspektive**. Wir arbeiten fast ausschließlich mit Dokumenten, die aus Sicht von Behörden entstanden sind. Die Stimmen der betroffenen Sinti und auch Roma fehlen weitgehend – das bedeutet, dass wir ihre

Perspektiven nur indirekt oder rekonstruierend erschließen können. Diese Täterperspektive muss also in der Analyse immer kritisch mitreflektiert werden – sonst reproduzieren wir womöglich selbst wieder genau jene Verzerrungen, die diese Quellen enthalten.

FOLIE 10: Offene Diskussion – Fragen an das Publikum

(Dr. Volha Bartash und Josie Winterwerb)

Slide “Archival problems”

Wie wir gesehen haben, enthalten die Quellen fast keine Stimmen von Sinti oder Roma selbst – sondern nur Perspektiven von Polizei und Staat. Das stellt uns vor eine Herausforderung, aber auch vor eine Aufgabe: Wir wollen die Dokumente so lesen, dass sie uns trotzdem wichtige Informationen über Migration geben können.

Besonders interessieren uns Geschichten, die zeigen, wie Sinti und Roma ihre Mobilität nutzten, um staatlichem Druck zu entkommen. Ein Beispiel dafür ist die Geschichte eines Pferdehändlers, der seinen Wohnort wechselte, um sich der staatlichen Kontrolle zu entziehen.

Last slide

Zum Abschluss unserer Präsentation möchten wir drei offene Fragen mit Ihnen teilen, zu denen wir gerne Ihre Gedanken hören würden.

Erstens:

Ist die Nutzung von Polizeiakten ethisch vertretbar, wenn sie fast ausschließlich die Perspektiven der Täter zeigen?

Ricardo Tietz: „Natürlich ist der Umgang mit Polizeiakten und Täterquellen immer ein ethisches Spannungsfeld. Aber wir dürfen auch nicht vergessen: Diese Quellen sind oft das Einzige, was uns historisch überhaupt geblieben ist.“

Wenn wir sie also aus moralischem Unbehagen heraus nicht nutzen, verlieren wir zugleich die Möglichkeit, die Geschichten, die Biografien, die erzwungene Mobilität und die systematische Ausgrenzung der Menschen überhaupt zu rekonstruieren.

Gerade darin liegt die Verantwortung: solche Dokumente zu lesen – aber *kritisch, bewusst*, und mit dem Wissen um ihre implizierte Gewalt. Wir dürfen den Tätern nicht auf den Leim gehen. Und genau hier kommt das Konzept der **Z.-Projektion** ins Spiel. Es wurde von Mario Franz entwickelt, um gerade diese Art von Quellen – also Projektionen, Zuschreibungen, Stigmatisierungen – heuristisch zu durchleuchten.

Die Z.-Projektion hilft uns, Tätertexte nicht als objektive Berichte, sondern als Ausdruck psychosozialer Mechanismen zu verstehen: Angst, Ignoranz, Machtanspruch, Paternalismus. Diese Methode macht es möglich, in den Täterquellen nicht nur Informationen, sondern vor allem *ihre verzerrenden Deutungsstrukturen* sichtbar zu machen.

Es geht also nicht darum, Täterquellen unkritisch zu übernehmen, sondern sie zu dekonstruieren – sie gegen den Strich zu lesen, um das Schweigen der Betroffenen, ihre Handlungsräume und ihre verdeckten Strategien überhaupt erst erkennbar zu machen. Das ist keine einfache Arbeit – aber die Alternative wäre, Geschichte nicht zu rekonstruieren. Und das können und wollen wir uns nicht leisten.“

Zweitens:

Wie lässt sich das Fehlen von Stimmen aus den betroffenen Communities auffangen?

(Wir hoffen sehr, dass Sie uns hier vielleicht Vorschläge geben können – vielleicht basierend auf Familiengeschichten oder Erfahrungen aus Ihrer Forschung).

Ricardo Tietz: „Ein zentrales Ziel kooperativer Forschung muss sein, dass Angehörige der Communities *nicht erst hinzugezogen*, sondern *von Anfang an* konzeptuell mitgedacht und mitfinanziert werden.

Das bedeutet: bereits in der Planungs- und Antragsphase müssen sie als Partner:innen auf Augenhöhe beteiligt sein – nicht als spätere Berater:innen oder ‘Ergänzung’, sondern als gleichberechtigte Mitentwickelnde. Dann ist auch der Anreiz dar, überhaupt Vertrauen zu schaffen und an einer gemeinsamen Forschung mitzuwirken.

Denn nur dann kann Wissen aus den Communities auch als gleichwertiges Erkenntnismaterial wirken – und nicht bloß als anschauliche Ergänzung wissenschaftlicher Forschung. Dabei spielt die Unterscheidung zwischen *Selbstzeugnissen* und *Community-Expert:innen* eine zentrale Rolle. Selbstzeugnisse sind wertvoll, aber oft punktuell oder situativ.

Community-Expert:innen hingegen sind geschult, ihre eigene Betroffenheit reflektiert und können sie in einen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Kontext einordnen. Sie fungieren als Vermittler:innen zwischen Archiv und Erinnerung, zwischen Wissenschaft

und Lebensrealität.

Darum braucht es sie in jeder Phase – in der Analyse, in der Deutung, in der Ethikprüfung und besonders in der Frage: *Darf diese Information überhaupt veröffentlicht werden?* Ohne diese Perspektiven kann Forschung schnell unbeabsichtigt reproduzieren, was sie eigentlich überwinden möchte und nur so kann es dann produktiv gelingen, einen Interpretationsrahmen für die Forschung zu setzen, der sich an den Betroffenenperspektiven orientiert und auch ohne Ihre konkreten und einzelnen Erfahrungen ihre Wahrnehmungen als Betroffene einzubeziehen und produktiv nutzbar zu machen.“

Und drittens:

Kann es eine ethische Nutzung und Veröffentlichung von personenbezogenen biografischen Daten geben? Und wenn ja, wie könnte diese aussehen?

Mario Franz: „Für mich ist diese Frage keine theoretische, sondern eine zutiefst persönliche. Ich stehe als Präsident des Verbandes oft an dem Punkt, an dem ich allein entscheiden muss, ob bestimmte historische Dokumente oder personenbezogene Daten veröffentlicht werden können oder nicht. Und das ist jedes Mal eine Gratwanderung.

Gerade in der Sinti-Community ist der Umgang mit solchen Materialien etwas sehr Sensibles. Das hat mit unserer Geschichte zu tun – mit der Erfahrung der nationalsozialistischen Erfassung, mit der sogenannten ‚Tsiganologie‘, die Menschen im Namen der Wissenschaft entmenschlicht hat. Diese Geschichte wirkt bis heute nach. Darum gibt es bei uns eine Kulturhermetik – eine bewusste Geschlossenheit. Sie ist kein Zeichen von Misstrauen, sondern ein Schutzmechanismus.

Wenn ich also alte Polizeiakten, Fotos oder personenbezogene Daten sehe, frage ich mich immer zuerst: Was passiert damit, wenn ich sie weitergebe? Wem gehören sie wirklich – juristisch, ethisch, menschlich? Denn rechtlich mögen die Rechte bei Archiven oder Fotograf:innen liegen – aber moralisch gehören sie den Menschen, die darauf zu sehen sind, und ihren Nachfahren.

Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Eve Rosenhaft. Sie sagte mir, dass sie darüber nachdenke, ihre privaten Datenbestände zu löschen, weil sie nicht wisse, was nach ihrem Tod damit passiert. Und ich habe ihr gesagt: *Ja, ich verstehe das gut.* Ich denke selbst oft darüber nach, mein eigenes Archiv zu vernichten – obwohl das für mich als jemand, der sein Leben der Dokumentation unserer Geschichte gewidmet hat, sehr schwer wäre.

Aber ein Archiv ist nicht nur ein Wissensspeicher – es ist auch eine Verantwortung.

Und diese Verantwortung kann man nicht einfach weitergeben.

Ihr als Forschende könnt irgendwann sagen: ‚Ich bin fertig mit meiner Arbeit‘. Ihr geht nach Hause, schließt den Laptop, gebt den Schlüssel ab – und wenn ihr nicht mehr wollt, kündigt ihr euren Vertrag. Dann seid ihr raus aus eurer Verantwortung. Aber ich kann das nicht. Ich bürgere mit meiner ganzen Person, mit meinem Namen, mit meinem Vertrauen in der Community. Wenn ich einen Fehler mache, wenn ich etwas veröffentliche, das nicht hätte veröffentlicht werden dürfen, dann betrifft das nicht nur mich.

Dann betrifft das meine Freunde, meine Bekannten, meine Familie – und womöglich sogar meine Kinder. Über Generationen hinweg. Das darf man dabei nicht vergessen.

Deshalb kann ich diese Verantwortung auch nicht einfach abgeben. Ich würde sie nur jemandem überlassen, von dem ich absolut überzeugt bin, dass er sie tragen kann – dass er versteht, was auf dem Spiel steht. Aber ehrlich gesagt: Wer kann das schon?

Denn wir wissen, wie schnell sich der politische Wind in diesem Land drehen kann. Man muss sich nur anschauen, was heute passiert – wie Sprache wieder kippt, wie rechtsextreme Parteien Zulauf bekommen. Was einmal veröffentlicht ist, ist nicht mehr rückholbar. Deshalb sage ich: Ja, wir müssen forschen, ja, wir müssen dokumentieren – aber mit Demut. Mit dem Bewusstsein, dass Wissen auch verletzen kann, wenn man es unbedacht teilt.

Und wenn dieses Vertrauen nicht gesichert werden kann – wenn ich die Nachfahren nicht erreichen kann, wenn ich nicht sicher sein kann, dass dieses Wissen in guten Händen bleibt – dann ist manchmal auch die Löschung der letzte, aber richtige Schritt.

Das ist schmerzhaft, gerade aus Sicht der Wissenschaft. Aber für uns – aus der Perspektive der Betroffenen – ist es vielleicht die einzige Möglichkeit, Geschichte zu bewahren, ohne sie wieder auszuliefern.“

5. Beitrag, Mario Franz, 14:20 Uhr

Einführung zum Konzept der „Z.-Projektion“ (Mario Franz)

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich danke Ihnen für die Einladung und freue mich, heute mit Ihnen über ein Konzept zu sprechen, das im RomMig-Projekt eine zentrale Rolle spielen kann: die **Z.-Projektion** und der daraus entwickelte **Z.-Projektionismus**.

Der Titel meines Vortrags lautet: *Z.-Projektion/ismus als Analyserahmen: Geschichte der Zuschreibungen, Zuschreibungen in der Geschichte.*

Er bringt zwei Perspektiven zusammen: Einerseits hat Z.-Projektion/ismus selbst eine **Geschichte**, es ist tief in europäischen Wissens- und Machtordnungen verankert. Andererseits kann das Konzept als Werkzeug genutzt werden, um **historische Zuschreibungen** in den Quellen systematisch zu analysieren.

Teil I – Theoretische Einführung

Begriffsklärung

Ein Wort zur Begrifflichkeit: Wir verwenden hier bewusst den Terminus ‚Z.-Projektion/ismus‘. Er knüpft an den historischen Quellenbegriff ‚*Zigeuner*‘ an – nicht, um diesen weiterzutragen, sondern um ihn als **Projektion** sichtbar und analysierbar zu machen. Uns ist bewusst, dass diese Terminologie sprachlich heikel bleibt. Deshalb denken wir auch über Varianten nach, die international anschlussfähiger sind, zum Beispiel **Z-C-G-Projektion(ismus)**. Dies bezeichnet die internationale Erweiterung der Ziganprojektion(ismus) und fungiert als semantisches Bindeglied zwischen unterschiedlichen Sprach- und Forschungskontexten. Das Kürzel „Z-C-G“ markiert zum einen die Anfangsbuchstaben historischer Fremdbezeichnungen – *Zigeuner/Zigäuner/Cigăwnăr* (deutscher Sprachraum), *Çingene* (osmanisch-türkischer Raum) sowie *Gypsy/Gitano/Gyftoi* (anglo-, iber- und griechisch-sprachige Kontexte). Zum anderen steht es für die analytischen Dimensionen „**zealous perception – cultural – globalization**“. Diese Dreiteilung umfasst (1) die Intensität und Fixierung kollektiver Zuschreibungen (*zealous perception*), (2) ihre kulturelle Tradierung (*cultural*) sowie (3) ihre transnationale Vergleichbarkeit (*globalization*). Heute möchte ich den Fokus aber auf die analytische Kraft des Konzepts legen; die sprachpolitische Ausarbeitung wird uns in der weiteren Projektarbeit begleiten.

Unter Z.-Projektion verstehen wir kognitive Vorurteile und kulturell tradierte Zuschreibungen, die seit Jahrhunderten Sinti als auch Roma zugeschrieben wurden und die bis heute in Diskursen, Institutionen und Selbstbildern wirksam sind. Es handelt sich also nicht nur um Vorurteile, (Confirmation Bias) sondern um Projektionsmechanismen: Bilder, Erwartungen, Ängste, die von außen auf eine Gruppe gelegt werden – und die dann Verhalten, Wahrnehmung und politische Maßnahmen beeinflussen. Das Konzept, Z.-Projektion/ismus ist der Versuch,

diese Mechanismen wissenschaftlich durch eine Typologie, durch methodische Schritte und durch Anschlussfähigkeit an bestehende Theorien der Geschichtswissenschaft greifbar zu machen.

Mehrwert für die Geschichtswissenschaft

Warum ist das wichtig?

Die Geschichtswissenschaft kennt verschiedene analytische Kategorien: **Klasse, Rasse, Geschlecht etc.** Sie helfen uns, Ungleichheiten zu verstehen. Aber sie reichen oft nicht aus, um die Dynamik der Zuschreibungen an Sinti als auch Roma zu erfassen.

Hier bietet die Z.-Projektion drei Vorteile:

1. Sie unterscheidet **verschiedene Formen von Zuschreibung** – maligne, reaktiv, benign, fabulös, paternalistisch, entgrenzend, ignorare, reaktiver Missbrauch, internalisiert.
2. Sie verbindet **Handlung, Struktur und Psyche**: Diskriminierung als Handlungsebene, Rassismus als strukturelle Ebene, Projektion als psychodynamische Ebene.
3. Sie macht sichtbar, **wie Geschichte erzählt wird**: nicht nur, was geschieht, sondern wie es durch Projektionen bewertet wird.

Typologie (kurz)

Ein Beispiel:

- **Maligne Projektionen** sind offen feindselig – Kriminalisierung, Invasionsrhetorik.
- **Benigne Projektionen** wirken wohlwollend, sind aber entmündigend – etwa, wenn Musik oder Exotik hervorgehoben wird.
- **Entgrenzende Projektionen** überschreiten Grenzen, sexualisieren, mystifizieren.

- **Ignorare-Projektion/ismus** macht Leistungen unsichtbar und wird als hoch malignes Werkzeug in den Behörden genutzt. **Ignoranz ist nie neutral sonder eine subversive Form von Gewalt und Unterdrückung.**
- **Reaktiver Missbrauch** produziert durch Verwaltungspraxis genau das Bild, das man zu beweisen vorgibt.

Diese Typologie erlaubt es, historische Quellen differenzierter zu lesen – und nicht alle Zuschreibungen unter dem Oberbegriff ‚Antiziganismus‘ verschwimmen zu lassen.

Diese Differenzierung ist dabei auch und besonders wichtig für die Geschichtswissenschaft. Denn sie erlaubt uns, historische Quellen nicht nur als Belege für Diskriminierung zu lesen, sondern sie als Ausdruck bestimmter **Projektionstypen** zu analysieren. Wir können dadurch genauer verstehen, wie Gesellschaften ihre Unterschiede konstruiert haben, und warum bestimmte Bilder so langlebig sind.

Teil II – Fallbeispiel 1906

Kontext

Ein Beispiel aus dem RomMig-Forschungsfeld ist die sogenannte *German Gipsy Invasion* des Jahres 1906. Damals reisten Gruppen von Sinti und Roma mit Pferden, Wagen und Waren von Deutschland nach Schottland und England. Die Presse sprach von einer Invasion, die Polizei reagierte mit Überwachung und Abschiebung. Doch bei genauerem Hinsehen wird deutlich: es handelte sich um eine geplante und erfolgreiche Migration.

Managementleistung

Diese Migration war nicht zufällig:

- Man wählte gezielt Schiffslinien und nutzte rechtliche Spielräume – unter 20 Personen im Zwischendeck galten nicht als ‚Aliens‘.
- Die Gruppen kamen mit britischem Geld an, hatten ihre Pferde und Wagen organisiert.
- Sie nutzten Telefon und Telegramm, um sich über Märkte und Rückreisen zu verständigen.
- Auf Pferdemarkten traten sie als kompetente Händler auf und erhielten Anerkennung von ihren Geschäftspartnern.

- In Glasgow organisierten sie Aufführungen, Hochzeiten und Taufen – ein ökonomisches und kulturelles Ereignis.

Das ist nichts anderes als **Migrationsmanagement**: Planung, Finanzierung und Marktkennntnis.

Projektionen und Frames

Doch so wurde es nicht gesehen:

- Die Presse sprach von einer *Invasion* – das ist eine **maligne Projektion**.
- Die Politik sprach von *Schlupflöchern* – das ist **reaktiv**, ein Abwehrdiskurs.
- Märkte und Aufführungen wurden als *Spektakel* exotisiert – das ist **fabulös** und oft **entgrenzend**.
- Die Polizei schob Gruppen von Ort zu Ort, wie einen Football – das ist **reaktiver Missbrauch**: die Verwaltung selbst erzeugt das Bild der ‚Unsteten‘.
- Gleichzeitig wurde die **Managementleistung ignoriert** – das ist **ignorare**.

Und schließlich distanzierten sich britische Traveller mit Schildern ‚*No connection with the German Gipsies*‘. Das ist ein Beispiel für **internalisierte Projektion** – die Abwertung wird innerhalb der Gesellschaft reproduziert.

Bilanz

Als die Gruppen im November 1906 zurückkehrten, hatten sie mehr Wagen, mehr Pferde, mehr Kapital. Ökonomisch war die Reise ein Erfolg. Doch dieser Erfolg verschwand hinter dem Frame der Invasion. **Genau das ist der Kern der Z.-Projektion: dieselbe Handlung kann als Kompetenz oder als Bedrohung gelesen werden – abhängig von den ihnen zugrunde liegenden Zuschreibungen.**

Teil III – Nutzen für das Projekt „RomMig“

Methodischer Mehrwert

Was bedeutet das für das RomMig-Projekt?

Das Konzept „Z.-Projektion/ismus“ liefert uns eine Analysepipeline:

1. Identifizieren: Welche Projektionen tauchen in den Quellen auf?
2. Gegenprobe: Welche Leistungen oder Kompetenzen werden unsichtbar gemacht?
3. Kontextualisieren: Welche Strukturen verstärken die Projektionen?
4. Triangulieren: Archive, Oral History, ökonomische Daten.
5. Reflektieren: Ergebnisse mit der Community rückkoppeln.

So entsteht ein Zugang, der nicht nur Opfergeschichten erzählt, sondern auch Fähigkeiten, Strategien und Leistungen sichtbar macht.

Und schließlich – das ist mir besonders wichtig – erlaubt der Ansatz auch eine kritische Selbstreflexion der Geschichtsschreibung. Denn wir untersuchen nicht nur, *was* passiert ist, sondern auch, *wie* es erzählt wurde – welche Projektionen in den Quellen, in den Medien, in der Verwaltung selbst wirksam waren. Damit haben wir ein Instrument, das uns hilft, die Entstehung von Geschichte als Diskurs zu begreifen.

Schluss

Meine Damen und Herren,

die Z.-Projektion ist kein Ersatz für bestehende Kategorien wie ‚Antiziganismus‘ – aber sie ist eine notwendige Ergänzung.

Die Z.-Projektion zeigt: Geschichte ist nicht nur, was geschehen ist – sondern auch, wie es erzählt wurde. Die gleichen Handlungen – ob als unternehmerische Leistung oder als Bedrohung bewertet – unterscheiden sich nicht in der Realität, sondern im Frame. Für RomMig bedeutet das: Wir können diese Frames offenlegen, die Leistungen sichtbar machen, und die Erzählung der Migration von Sinti als auch Roma neu schreiben - differenzierter, gerechter, wissenschaftlich fundierter.

Vielen Dank.

6. Beitrag, Ricardo Tietz, 15:15 Uhr

Zur Notwendigkeit kooperativer Forschung

Sehr geehrte Damen und Herren,
 liebe Kolleg:innen,
 liebe Gäste,

wir leben in einer Zeit, in der die Forderung nach Teilhabe längst nicht mehr nur ein politischer Anspruch ist – sondern ein erkenntnistheoretischer Imperativ. Besonders dort, wo es um die Aufarbeitung marginalisierter Geschichten, diskriminierender Strukturen und historischer Verantwortung geht, ist es unabdingbar, dass nicht *über* Menschen gesprochen wird, sondern *mit ihnen* – und mehr noch: *von ihnen ausgehend*.

Kooperative Forschung ist in diesem Sinne kein methodischer Zusatz, keine freundliche Geste – sondern die Grundlage für integrative, faire und erkenntniskritische Wissenschaft. Ich spreche heute über diese Notwendigkeit kooperativer Forschung aus der Perspektive eines Angehörigen der Sinti-Community – aber auch aus wissenschaftlicher Sicht. Es geht mir dabei nicht um Konfrontation, sondern um ein gemeinsames Ringen um Genauigkeit, um Integrität – und um eine Perspektive, die jenseits der Zuschreibungslogiken operiert, die Sinti als auch Roma seit Jahrhunderten zu Objekten akademischer Deutung gemacht haben.

Sinti als auch Roma: Keine homogene Gruppe

Einer der ersten Schritte einer kooperativen Forschung muss die Anerkennung von Differenz sein. Es ist methodisch und politisch falsch – und leider immer noch weit verbreitet – von „den Sinti und Roma“ als einer kulturell homogenen Einheit zu sprechen. Sinti und Roma sind keine deckungsgleichen Gruppen. Sie verfügen über je eigene kulturelle Praktiken, historische Erfahrungen, sprachliche Unterschiede und gesellschaftliche Positionierungen. Ihre Geschichten sind unterschiedlich erzählt, ihre Verfolgungsgeschichte unterschiedlich verlaufen – ihre heutigen Lebensrealitäten unterschiedlich geprägt. Eine Forschung, die diese Unterschiede nicht beachtet, läuft Gefahr, genau jene kulturelle Gleichschaltung zu reproduzieren, die in ihrer Wirkung bereits Teil des Problems ist. Kooperative Forschung bedeutet daher zunächst:

Differenzierung statt Gleichsetzung.

Respekt vor den je eigenen Perspektiven. Und die Bereitschaft, verschiedene Communities nicht als Variationen eines Stereotyps zu behandeln, sondern als eigenständige Akteur:innen ihrer Geschichten.

Für eine wissenschaftlich tragfähige und zugleich verantwortungsvolle Analyse historischer wie gegenwärtiger Verhältnisse ist die begriffliche, kulturelle und politische Differenzierung zwischen den Communities der Sinti als auch Roma daher unerlässlich. Die Vorstellung eines gemeinsamen „Zigeunerwesens“ oder einer kulturell einheitlichen Minderheit – sei es in Form des früher verwendeten Begriffs „Zigeuner“ oder durch pauschale Verwendung des Begriffspaares „Sinti und Roma“ ohne begriffliche Trennung – verschleiert nicht nur Unterschiede in Sprache, Geschichte, Migrationserfahrung und Diskriminierungsverhältnissen. Sie verhindert auch eine präzise Analyse der tatsächlichen Lebensrealitäten und Erfahrungszusammenhänge beider Gruppen. Wie Mario Franz mehrfach betont, ist insbesondere im deutschsprachigen Raum eine zunehmende „begriffslogische Gleichschaltung“ zu beobachten: Während Roma im europäischen Kontext zahlenmäßig dominieren und international meist als übergeordnete Bezeichnung erscheinen, verschwinden die Sinti als eigenständige Kategorie zunehmend aus wissenschaftlichen und politischen Diskursen. Diese sprachliche Ersetzung hat konkrete Folgen: Sinti – die seit dem 15. Jahrhundert im deutschsprachigen Raum nachweisbar sind – verlieren zunehmend ihre historische Sichtbarkeit, obwohl sie in Deutschland eine autochthone Minderheit mit spezifischer Geschichte und jahrhundertelanger Erfahrung struktureller Ausgrenzung darstellen - und damit einen eigenen kulturspezifischen Wahrnehmungsstimulus historischer Betroffenheit und Realität.

Gerade im Kontext der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und dem fortwirkenden Antiziganismus zeigt sich die Problematik besonders deutlich. Der strukturelle Völkermord betraf deutsche Sinti in besonders umfassender Weise. Ihre Geschichte der Verschleppung, Deportation und Ermordung ist kein bloßer Teilaspekt eines allgemeinen Roma-Schicksals, sondern stellt eine eigenständige historische Katastrophe dar – mit kulturellen, sprachlichen und sozialen Auswirkungen bis in die Gegenwart mit besonderer Prägung im „Land der Täter“, ohne hier eine qualitative Betroffenenhierarchie einführen zu wollen. Kulturspezifische Forschung ist daher unter den Bedingungen dieser begrifflichen wie kulturellen Gleichschaltung gar nicht möglich. Denn wenn die Objekte der Forschung – in diesem Fall Sinti oder Roma – durch homogenisierende Etikettierungen ihrer

Unterschiedlichkeit beraubt werden, reproduziert die Forschung selbst jene Stereotype, die sie eigentlich zu überwinden sucht. Eine solche Gleichsetzung verwischt Unterschiede, erzeugt Trugschlüsse und befördert – gewollt oder ungewollt – eine symbolische Enteignung der jeweiligen Selbstdeutungen. Hinzu kommt, dass diese Gleichschaltung häufig mit einem zweiten Prozess einhergeht: der Kulturalisierung gesellschaftlicher Phänomene. Verhaltensweisen, Lebensumstände oder politische Positionierungen werden dann nicht mehr als Ergebnisse spezifischer historischer, sozialer oder ökonomischer Konstellationen gedeutet, sondern als Ausdruck vermeintlich „kultureller Eigenarten“. Hier beginnt der Prozess der Exotisierung – das, was Mario Franz im Rahmen der Z.-Projektion als „entgrenzende Zuschreibung“ beschreibt: Ein Verhalten wird von seiner sozialen Bedingtheit gelöst, kulturell aufgeladen und anschließend als Fremdheit markiert.

Ein Beispiel: Wird eine Großfamilie aus der Community mit mehreren Generationen in einem Haus als „typisch Roma“ beschrieben, verschleiert das nicht nur sozioökonomische Ursachen wie Wohnungsnot, fehlende Zugänge zum Wohnungsmarkt oder Arbeitsmarktdiskriminierung – es produziert auch ein kulturelles Narrativ, das mit realen Lebensentscheidungen oft wenig zu tun hat. Die Deutungsmacht liegt dabei stets bei der Mehrheitsgesellschaft, nicht bei den Betroffenen selbst. Deshalb gilt: Nur durch eine konsequente Differenzierung und Anerkennung der je eigenen Kultur-, Sprach- und Verfolgungsgeschichte können die Perspektiven von Sinti als auch Roma wissenschaftlich korrekt und ethisch verantwortbar untersucht werden.

Kooperative Forschung muss diesen Anspruch verinnerlichen – und nicht nur auf die Communities blicken, sondern gemeinsam mit ihnen hinschauen, nachfragen und analysieren. Eine Perspektive, die nicht auf „Erklärung“ der Fremden zielt, sondern auf Begegnung, Austausch und gemeinsames Verstehen. Viele Phänomene, die aus gesellschaftlichen Machtungleichheiten, ökonomischem Ausschluss oder struktureller Diskriminierung hervorgehen, werden so als vermeintlich „kulturell“ erklärt: Die sogenannte „Großfamilie“, die „Sippe“, die „Schmarotzermentalität“, das „Nomadentum“ oder die vermeintliche Bildungsferne.

Was dabei übersehen wird: Diese Bilder sind keine realitätsnahen Beschreibungen, sondern historische *Projektionen* – oftmals Produkt kolonialer, rassistischer oder biopolitischer Konstruktionen. Sie verschieben gesellschaftlich erzeugte Ausschlussmechanismen in den Bereich kultureller „Eigenarten“ – und schaffen damit Exotisierung, wo eigentlich Analyse notwendig wäre.

Das Konzept der **Z.-Projektion**, das Mario Franz eingebracht hat, beschreibt diesen Prozess sehr präzise: Es macht deutlich, wie sich diese Fremdzuschreibungen in Sprache, Denken, Verwaltung und auch Wissenschaft sedimentieren – und damit die Wahrnehmung ganzer Gruppen über Jahrhunderte prägen und prägen. Kooperative Forschung muss solche Projektionen identifizieren, kritisch reflektieren und dekonstruieren. Sie braucht ein kritisches Projektionsbewusstsein – und dafür ist die professionelle, sensibilisierte Betroffenenansicht keine Ergänzung, sondern eine Voraussetzung.

Community-Expert:innen vs. Selbstzeugnisse: Wer spricht für wen?

In der Forschung ist oft die Rede von „Betroffenenstimmen“ oder „Oral History“. Beides ist wichtig – aber nicht deckungsgleich. Es ist ein Unterschied, ob Angehörige der Communities über ihre Erfahrungen berichten – oder ob sie als **Community-Expert:innen** geschult und befähigt werden, diese Erfahrungen analytisch, wissenschaftlich und professionell zu kontextualisieren. Letztere – Community-Expert:innen – agieren an der Schnittstelle von Betroffenheit und Wissenschaft. Sie bringen nicht nur persönliche Erfahrungen mit, sondern können diese in größere Deutungszusammenhänge einordnen. Sie sind in der Lage, Begriffe kritisch zu reflektieren, Narrativstrukturen zu analysieren und kulturelle Selbstverständnisse in Frage zu stellen. Wissenschaftliche Forschung, die ernsthaft kooperativ sein will, muss diese Expertise anerkennen – nicht nur als Materiallieferant:innen, sondern als gleichwertige Deutungspartner:innen. Es geht darum, ihre Perspektiven nicht lediglich als „authentisches Zusatzwissen“ zu behandeln, sondern als Erkenntnisinstanz – mit eigener Methodik, eigener Legitimität und eigener epistemischer Bedeutung.

Sprache schafft Realität – und Verantwortung

Einer der sensibelsten Bereiche kooperativer Forschung ist die **Sprache**. Wie wir sprechen, schafft Wirklichkeit. Und wie wir über Communities sprechen, beeinflusst deren gesellschaftliche Stellung. Begriffe wie „~~Zigeuner~~“, „~~asozial~~“, „~~Landfahrer~~“, „~~Sippe~~“ oder „~~wanderndes Volk~~“ sind nicht nur diskriminierend – sie sind das Produkt eines ganzen Repertoires der Entmenschlichung. Sie markieren, stigmatisieren, verzerren. Und sie manifestieren sich tief in unserem kulturellen Gedächtnis – auch dort, wo sie nicht mehr ausgesprochen werden.

Kultursensible Sprache ist daher keine politische Korrektheit, sondern eine wissenschaftliche Notwendigkeit. Denn Begriffe konstruieren unsere Wahrnehmung. Und wer Begriffe unreflektiert übernimmt, übernimmt auch deren Geschichte – ob gewollt oder nicht. Die kooperative Forschung muss deshalb sprachlich umsichtig, präzise und reflexiv sein. Sie braucht kritisches Begriffs-Bewusstsein – und sie braucht die Stimmen derjenigen, die die Folgen dieser Sprache seit Generationen erfahren.

Vertrauen ist keine Ressource – sondern ein Ergebnis

Die Geschichte wissenschaftlicher Forschung an Sinti als auch Roma ist eine Geschichte des **Vertrauensbruchs**. Pseudowissenschaftliche Rassentheorien, unfreiwillige Blutabnahmen, stigmatisierende Klassifikationen, entwürdigende Berichte – vieles davon ist bis heute nicht ausreichend aufgearbeitet. Es ist daher verständlich – ja notwendig –, dass in den Communities eine **Kulturhermetik** entstanden ist: Eine Schutzreaktion auf die gewaltsame Aneignung und Entwertung ihrer Geschichten. Diese Grenze der Offenheit nach außen ist kein Hindernis – sie ist ein Symptom.

Kooperative Forschung bedeutet, diese Grenzen zu respektieren. Sie heißt auch:

- **Nicht jedes Wissen gehört allen.**
- **Nicht jede Geschichte muss erzählt werden.**
- **Und nicht jedes Schweigen muss gebrochen werden.**

Stattdessen braucht es **sensibles Vertrauen** – nicht als vorausgesetzte Ressource, sondern als mühsam erarbeitetes Ergebnis. Vertrauen entsteht nicht durch Anträge, sondern durch Beziehung. Durch Kontinuität. Durch geteilte Verantwortung. Deshalb ist die Zusammenarbeit mit Community-Expert:innen nicht nur sinnvoll – sie ist notwendig. Nur sie können oft jene Zwischentöne hören, die sich in Familienerzählungen, kulturellen Praktiken oder historischen Leerstellen verstecken. Nur sie können vermitteln, schützen – und Brücken bauen zwischen der Innen- und Außenperspektive.

Ressourcen teilen – Deutungsmacht abgeben

Kooperative Forschung bedeutet auch: **Macht teilen**.

Das heißt konkret:

- **Faire Bezahlung.**
- **Teilhabe an Publikationsprozessen.**
- **Mitsprache bei Zielsetzung und Methodik.**
- **Und die Bereitschaft, eigene wissenschaftliche Selbstverständlichkeiten infrage zu stellen.**

Oft ist es nicht die mangelnde Wertschätzung, sondern die strukturelle Asymmetrie, die den Unterschied macht. Ein Workshop wie dieser ist ein gutes Beispiel: Nur durch eigene Anträge, zusätzliche Budgets und Engagement aus den Communities konnte diese Veranstaltung überhaupt so realisiert werden. Kooperative Forschung verlangt deshalb institutionelle Öffnung: Für andere Erzählformen, andere Zeitlogiken, andere Prioritäten.

Sie verlangt Ressourcen – aber auch: **Reflexivität.**

Schlussgedanke

Kooperative Forschung ist keine Methode. Sie ist eine Haltung. Eine Haltung, die nicht nur erkennt, **was** erforscht wird – sondern **wer** mitforscht. Und wer das Recht hat, die eigene Geschichte mitzuformen. In der Zusammenarbeit mit Community-Expert:innen liegt eine große Chance: Nicht nur für gerechtere Wissenschaft – sondern auch für eine Gesellschaft, die sich selbst besser versteht - als Ganzes.

Vielen Dank!

Gibt es hierzu Fragen?

Dr. Volha Bartash: Hat das emotional etwas mit dir/euch gemacht, als du angefangen hast, dich tiefer mit der Bürgerrechtsgeschichte der Community zu beschäftigen, bist du in der Auseinandersetzung sensibler oder auch wütend geworden?

Ricardo Tietz: Natürlich hat das was mit mir gemacht, diese ganzen Facetten und das Ausmaß der Jahrhunderte-langen Verfolgung, v.a. aber während des 2. Weltkriegs, immer mehr zu begreifen und zu verstehen. Ich wusste zwar damals schon, dass meine Familie verfolgt wurde, aber die emotionale Perspektive und die Intensität der Maßnahmen war mir noch nicht so bewusst. Und es macht einen tatsächlich auch wütender: Wenn ich heute bei Veranstaltung mitarbeite oder selbst referiere, und es wird zum Großteil ja immer noch abgetan, ignoriert

oder klein geredet - dann trifft mich das und zwar ganz persönlich. Und das v.a. deshalb, weil ich meinen Großvater, trotz seiner Diskriminierung und der unserer Familie und auch seiner Überlebensgeschichte immer als sehr freundlichen, offenen und respektvollen und humorvollen Menschen kennengelernt habe, auch den Gadze gegenüber. Versteht Ihr? Er und die Familie hatten so viel durchgemacht, dass schon das Hineinfühlen wehtut, und trotzdem waren sie nicht enttäuscht, wütend oder abweisend nach außen - sie haben immer versucht das Beste aus ihrer Situation zu machen und sind immer irgendwie glücklich damit geworden. Aber wenn dann Leute aus der Mehrheitsgesellschaft dieses unendliche Leid runterspielen oder sich weigern, das anzuerkennen, was unsere ältere Generation damals durchgemacht hat, das macht mich dann schon wütend, weil es einem wie eine erneute Entwürdigung, eine erneute Verletzung vorkommt. Ich hoffe, das war jetzt irgendwie verständlich...

Prof. Eve Rosenhaft: Ich habe auch eine Frage an dich, Rico: Du sprachst von der spezifischen Betroffenheit der Sinti in Deutschland, aber Roma aus anderen Ländern waren ja ebenso vom Völkermord und der rassistischen Verfolgung betroffen - wie bewertet ihr hier die Situation der Sinti zu denen der Roma im Völkermord? Das wäre für mich eine spannende Frage.

Ricardo Tietz: Das eine ist, dass die Situation der autochthonen hier im „Land der Täter“ eine sehr besondere gewesen ist, dies betrifft dabei v.a. uns als autochthone Sinti, weil es zu dieser Zeit kaum autochthone Roma gegeben hat - wobei ich sie hier in jedem Fall als betroffene Gruppe ergänzen möchte, da diese Gruppe in den Diskursen ohnehin fast unsichtbar bleibt und kaum erwähnt wird und ich sie eben auch nicht erwähnt habe. Dabei geht es für mich darum, dass die hier bereits ansässig-gewesenen Sinti als auch Roma sich schon als Deutsche verstanden haben und defacto auch Deutsche waren - Ihre Eltern, bzw. Großeltern dienten z.T. bereits im 1. Weltkrieg und sie lebten ja hier schon über Generationen mit der Mehrheitsgesellschaft zusammen und hatten ein Gefühl von Zugehörigkeit zu diesem Land. In diesem Kontext gibt es einige Besonderheiten, die in den anderen Ländern nicht in dieser Form vorgekommen sind: Einerseits wurde vielen Angehörigen unserer Communities die Staatsbürgerschaft aberkannt, sie wurden durch die „Rassenhygienische“ Ideologie der Nationalsozialisten aus dem „deutschen Volkskörper“ ausgeschlossen und galten fortan als „nicht deutschblütig“, bzw. minderwertiger Teil der Gesellschaft, den man um jeden Preis aus dem „Volkskörper“ „bereinigen“ wollte. Auch die Intensität und Brutalität der Maßnahmen, zeitlicher Umfang eingeschlossen, in der die Behörden hier in Deutschland unsere Angehörigen verfolgten und auch versuchten, die Kultur als Ganzes durch

Zwangssterilisationen und andere menschenverachtende Maßnahmen, auszulöschen, hat in diesem Land eine ganz besondere Dimension für uns. Zweitens möchte ich hier aber kein Leid vergleichen und qualitativ höher oder niedriger bewerten, denn tatsächlich ging es den verfolgten Angehörigen überall schlecht und sie wurden überall auf der Welt verfolgt, v.a. natürlich in Europa. Ich selbst bin aber deutscher Sinto - und deshalb habe ich, wie im Text erwähnt, eben auch nur die Perspektive eines Sinto anzubieten und möchte, bzw. kann aus emotionaler, bzw. kultureller Sicht, nichts über die Perspektive der Roma sagen. Das wäre wieder ein „über sie reden“ und nicht „Mit ihnen“. Von daher verstehe ich deine Nachfrage gut - dieser Bericht und die einhergehende hist. Einordnung basiert dabei auf Erfahrungen der deutschen Sinti hier in Deutschland, die Perspektive der Roma aus anderen Ländern fehlt hier weiterhin und trotzdem würde ich vorsichtig anmerken, dass Intensität und Art und Weise der Verfolgung durch die einzelnen Maßnahmen und ihre Umsetzung, in Deutschland eine andere Qualität hatten, die sich, vielleicht kann man es so sagen, unvermittelter und direkter äußerten.

Prof. Eve Rosenhaft: Danke dir für deine Einschätzung. Und ich habe tatsächlich noch eine weitere Frage: Du hast vorhin an der Stelle zu Sprache und Begrifflichkeiten den Begriff „wanderndes Volk“ kritisiert, ich wundere mich, aber würdet ihr euch selbst als Nomaden bezeichnen?

Ricardo Tietz: Nein! Wir sind keine Nomaden und sind es auch nie gewesen. Das Problem ist, dass solche Begriffe uns sozusagen als primitive „Jäger und Sammler“ darstellen, das Unterwegs-Sein (diesen Begriff nutze ich am liebsten) wirkt durch die Begriffe „Reisen“, „Umherziehen“, „umherwandern“ zu romantisierend und positiv. Das verkennt aber die historischen Realitäten der Betroffenen, die hinter dieser Praxis stehen. Einerseits hat jede Bewegung im geografischen Sinne, unserer Geschichte, seinen Ursprung in Flucht und/oder Vertreibung durch die Mehrheitsgesellschaft. Das bedeutet, die Leute hatten nicht spontan Lust bekommen, einfach ihren Standort zu wechseln, sondern waren eben aufgrund direkter Bedrohungen dazu gezwungen oder indirekt, um ihre Handlungsspielräume oder ökonomischen Möglichkeiten zu verbessern, um ihre Familien ernähren zu können. Dann ist Kultur ja nichts Statisches, sondern ein dynamischer Prozess. Bei vielen kulturellen Aspekten durch die Geschichte, ist der ursprüngliche Grund ein anderer gewesen - aber Mentalität und Identität formen sich in Wechselwirkung zu Raum und Zeit - und so, wie man versucht hat, aus jeder Situation das Beste zu machen, hat sich natürlich über Zeit auch eine Identifikation mit manchen Praktiken und kulturellen Elementen entwickelt und das auch nie bei allen

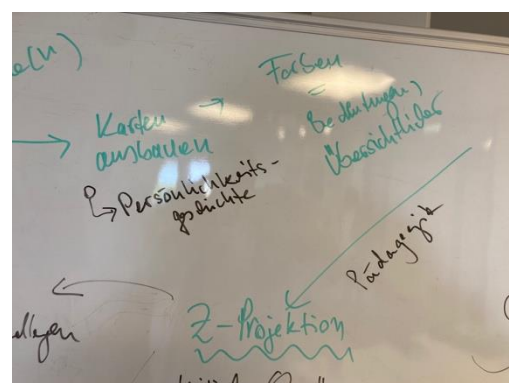
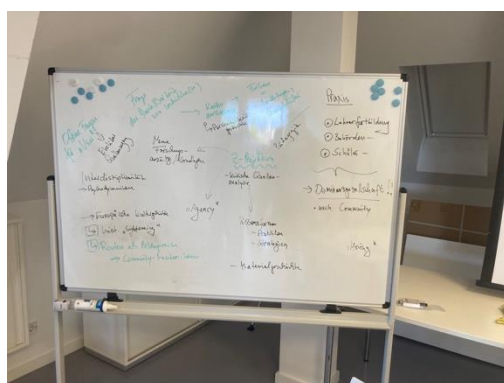
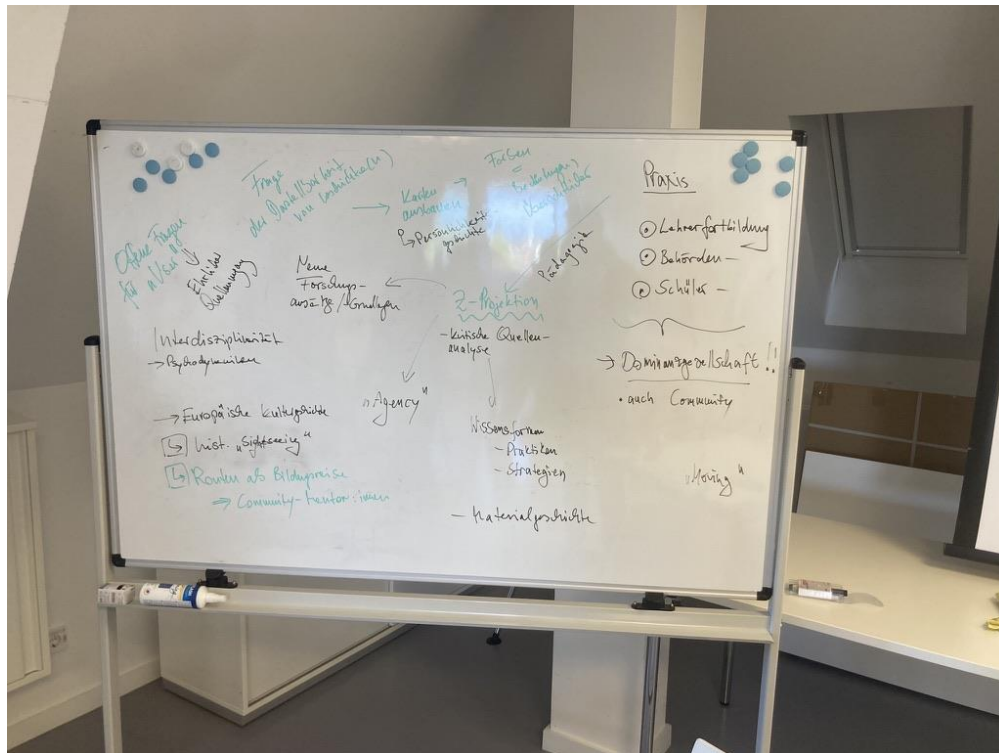
Angehörigen gleichförmig, sondern in unterschiedlicher Form und Intensität. Ein gutes Beispiel sind hier die alten Wagen, mit denen häufig noch unsere Großeltern unterwegs waren: Ein Wagen ist nichts wirklich Tolles oder Edles im Vergleich zu einer Wohnung oder einem Haus - man hat viel weniger Platz, gerade mit mehreren Generationen und Kindern, es ist nicht so warm, man hat kein festes Zu Hause, weniger Sicherheit für sich und seine Familie. Aber irgendwann war man Stolz, wenn man sich beispielsweise einen neuen Wagen leisten konnte und auch auf seine Mentalität des Unterwegs-Seins - also wie gesagt, es geht hier nicht um kulturalisierende feststehende Merkmale, sondern wechselseitige Prozesse der Identitätsbildung, in denen Selbstwert, Stolz und Mentalitätsprägung eine Rolle spielen. Andererseits ist wissenschaftlich belegt, dass selbst zum Ende der Weimarer Zeit die meisten autochthonen Sinti als auch Roma bereits in Wohnungen oder selten in Häusern lebten. Das Unterwegs-Sein gehörte in diesem Kontext zu einer Praxis der Nischenbeschäftigung: Handel und Märkte, Jahrmärkte, Schaustellerbuden oder Schießstände waren z.T. in anderen Regionen beliebter - das war aber kein dauerhaftes „Reisen“, sondern passierte v.a. saisonal zu den Sommermonaten und man kehrte nach getaner Arbeit wieder nach Hause zurück. Insofern nimmt sich das nichts zu heutigen Berufspraktiken, bei denen Wissenschaftler:innen, Politiker:innen, auch Anlieferer oder Händler durch Deutschland und Europa unterwegs sind, um ihre Dienstleistungen entsprechend anzubieten und hier würde man eben auch nicht von Migration sprechen, sondern vielleicht von Binnenverkehr oder Binnenbewegungen.

Mario Franz: Diese sprachlichen Differenzen überlasse ich der neuen Generation, das ist ihr Recht in der heutigen Zeit diesen Diskurs an diesen Stellen mitzugestalten, obwohl ich Rico zu den Begrifflichkeiten auch Recht geben muss, man darf den historischen Kontext nicht außer Acht lassen - das sind dann die „Z“-Projektionen, von denen ich eben sprach, die hierzu entstanden sind, in denen Sinti als auch Roma als Vagabunden oder Nomaden bezeichnet und wahrgenommen werden. Andererseits ist es auch spannend in diesem Kontext, dass wir für „Reisen“ in diesem engen Sinne gar keinen Begriff haben im Romnes. Der Begriff „ap o Tehm“ beschreibt eigentlich so viel wie „auf dem Land“, „sich auf der Erde bewegen“.

Prof. Eve Rosenhaft: Danke euch beiden und v.a. dir Mario, das ist auch sprachwissenschaftlich ein wirklich spannender Aspekt dazu. Das würde ich gerne bei unseren weiteren Ausarbeitungen auch mit aufnehmen, wenn du es mir nochmal schicken könntest.

Community-Austausch und Ergebnis-Resümee, 16:00 Uhr

Wie kann man die Ergebnisse des Projekts künftig für Bildungs- und Schulungszwecke weiterverarbeiten und nutzbar machen?



(Mindmap zum offenen Austausch.)

Ricardo Tietz (Moderation) eröffnet die Gesprächsrunde mit einem herzlichen Dank an alle Beteiligten:

Ricardo Tietz: „Bevor wir gemeinsam in den Austausch gehen, möchte ich mich bei allen schonmal bedanken, dass Sie so lange geblieben sind, für Ihre Beiträge heute, aber auch für die Zeit und auch den Mut, sich mit uns in diese historische Spurensuche zu begeben. Es geht um

Geschichten – dokumentierte, überlieferte, aber auch verdrängte Geschichten. Und es geht um Perspektiven: Täterperspektiven, institutionelle Sichtweisen, persönliche Biografien, Community-Wissen – all das ist präsent in diesem Material. Die Frage ist nun: **Was machen wir daraus?** Welche Impulse können wir mitnehmen – für weitere Forschung, für Bildungsarbeit, für digitale Plattformen, aber auch für konkrete Formen des Erinnerns und Erzählens? Die Karte steht dabei als bisheriges Ergebnis der Projektarbeit natürlich im Mittelpunkt unserer möglichen Weiterarbeit. Welche Ideen haben Sie für die Weiterverwendung der Materialien? Welche Formate könnten entstehen? Wo sehen Sie Grenzen – aber auch Chancen? Ich lade Sie herzlich ein, Ihre Gedanken frei einzubringen. Alles darf formuliert werden – gerne visionär, kritisch, praktisch oder auch ganz persönlich. Das ist wirklich als offene Runde gedacht jetzt, als offenes Mind-Mapping aller Gedanken und Ideen, besonders gerne auch von den Communities.“

Prof. Eve Rosenhaft: „Ein Forum oder Kommentarfeld auf der Plattform könnte helfen, als Möglichkeit für offene Fragen der „User“ oder auch Ergänzungen durch Nachfahr:innen aus den Communities oder auch um Korrekturen zu ermöglichen. Vielleicht können wir Fragen wie 'Was wissen wir?' und 'Was wissen wir nicht?' sichtbar machen – und ehrlich benennen, wo Lücken sind.“

Dr. Volha Bartash ergänzt: „Das finde ich gut Eve. V.a., weil unsere Quellen hauptsächlich Täterdokumente sind. Das macht sie nicht unwichtig, aber verlangt sicher eine reflektierte Nutzung, wie wir es vorhin auch diskutiert haben. Diese Dokumente sind oft die einzige Spur, die wir haben. Die Alternative wäre, dass viele Geschichten gar nicht erzählt werden könnten.“

Mario Franz: „Genau da setzt die **Z.-Projektion** an – wir haben mit diesem heuristischen Werkzeug ein Instrument, das Täterquellen nicht nur sichtbar macht, sondern sie in ihrer Funktion analysiert. Warum wurde etwas so geschrieben? Was war das Motiv? Die Z.-Projektion kann sichtbar machen, wo Projektionen auf die Betroffenen stattgefunden haben – um diese analytisch zu dekonstruieren, statt ihnen unkritisch zu folgen. Das sollten wir genau hier auch als Werkzeug für die Quellenanalyse und -Kritik und eben zur Dekonstruktion dieser gesellschaftlichen Projektionen mitdenken.“

Michael Hoffmann: „Mich hat beeindruckt, wie konkret die Quellenarbeit schon jetzt aufbereitet wurde – da steckt ein enormes Potenzial für Bildungsarbeit drin. Ich denke da nicht nur an Schüler:innen, sondern auch an Fortbildungen für Lehrkräfte und

Verwaltungsmitarbeitende. Gerade bei Letzteren fehlen oft die historischen Grundlagen, um Antiziganismus heute zu erkennen. Vielleicht kann man aus der Karte Schulungseinheiten entwickeln – mit eingebetteten Quellen, Biografien, Reflexionsfragen. Aber das müsste gut konzipiert sein – nicht zu überfordernd, aber auch nicht zu vereinfacht.“

Samanta Rose: „Ich würde hier gern nochmal die Perspektive der Betroffenen in den Fokus stellen. Für viele aus unserer Community ist das Projekt auch eine emotionale Reise. Wenn wir das Weiterverarbeiten, brauchen wir auch Formate, die uns stärken – wo wir unsere eigenen Geschichten wiederfinden können.“

Mario Franz: „Ich finde z. B. die Idee stark, die Karte nicht nur digital zu nutzen, sondern auch real: als Routen – als Bildungsreisen. Das wäre eine Form des Sichtbarmachens, des Wiedererlebens, aber auch des Zurückholens unserer Geschichte.“

Dr. Felix Brahm: „Ich sehe da eine große Chance vielleicht für eine Art „Historisches Sightseeing“ – aber eben reflektiert, begleitet, mit aufbereitetem Material. Mit Kontext, mit Quellen, mit Community-Perspektiven. Wichtig wäre mir, dass diese Bildungsreisen nicht einfach nur Orte abhaken würden, sondern dass sie Fragen aufwerfen, nach Agency, nach Strategie, nach Überleben...“

Mario Franz: Und genau deshalb braucht es Community-Mentor:innen, die das begleiten. Und dafür wiederum auch Standards. Schulungen. Finanzierungsmöglichkeiten, entwickeln. Das wäre der nächste wichtige Schritt, dann. Da könnten wir nochmal eine eigene Tagung zu machen, vielleicht auch hier in Hannover.“

Josephine Winterwerb: „In der Analysearbeit ist mir aufgefallen, wie unterschiedlich die Ebenen sind, die wir ansprechen – wir arbeiten mit biografischen Details, aber auch mit struktureller Gewalt. Ich finde, man könnte daraus auch ein pädagogisches Konzept entwickeln, das verschiedene Wissens Ebenen einbezieht: Geschichte, Soziologie, Sprache, Erinnerungskultur – aber auch Neurowissenschaften, um zu verstehen, was solche Geschichten mit Menschen machen. Und was sie über Generationen hinweg bedeuten.“

Dr. Edel Sheridan-Quantz: „Gerade diese interdisziplinäre Perspektive scheint mir zentral – auch, weil Antiziganismus nicht isoliert funktioniert, sondern eingebettet ist in

Machtverhältnisse, Narrative, mediale Bilder. Wer spricht? Und warum? Und was macht das mit dem Bild, das wir weitergeben? Wir brauchen solche Ansätze auch im Museum, in der Gedenkstättenpädagogik – und wir brauchen dafür natürlich auch euch als Community-Expert:innen, als feste Bestandteile unserer Teams.“

Mario Franz: „Für mich ist die digitale Karte mehr als eine Visualisierung – sie kann eine Plattform sein, die individuelle Geschichten, Forschungsdaten und Community-Narrative verbindet. Aber wir sollten das technisch noch weiterdenken – z. B. mit farblichen Codierungen, um Quellenarten oder Perspektiven kenntlich zu machen, oder evtl. die Karte auch mit verschiedenen Kästen weiter designen, für die persönlichen Geschichten vielleicht auch und die dann auch in einer anderen Farbe codiert. Aber darüber können wir sonst auch nochmal detaillierter sprechen, das sind jetzt hier nur einige Ideen dazu, meine Ich.“

Prof. Eve Rosenhaft: „Gerade hier könnten auch biografische Erzählungen stärker eingebettet werden, ich finde das sehr gut, und hatte es glaube ich auch irgendwann vorher schonmal erwähnt. Es geht nicht nur um Datenpunkte, sondern um Menschen und ihre Wege. Vielleicht lassen sich einzelne Lebensläufe oder Persönlichkeitsgeschichten direkt mit den Ortsmarkierungen verknüpfen?“

Dr. Felix Brahm: „Da müssten wir dann Tamara oder wahrscheinlich eher die oder den nächsten Geografen/in nochmal fragen. Das wäre sehr schön auf jeden Fall, wenn das gehen würde. Die Kombination aus Community-Wissen, Archivarbeit und kartografischer Darstellung bietet eigentlich auch einen neuen methodischen Zugang für Community-basierte Migrationsforschung. Das ist anschlussfähig an europäische Kulturgeschichte, Materialgeschichte – aber auch an Sprachwissenschaft, Soziologie, Bildungswissenschaft...“

Josephine Winterwerb: „Vielleicht könnte man den Begriff „Moving“ auch konzeptionell stärker fassen – also nicht nur als physische Bewegung, sondern als narrative, emotionale, erinnerungskulturelle Bewegung. Oder auch sprachlich, wie Ricardo das vorhin beschrieben hatte, mit dem „Reisen“ und „Umherziehen“.“

Samanta Rose: „Für uns aus der Community geht es natürlich auch um Bildung – aber eben auch um emotionale Wiedergutmachung. Unsere Geschichten sind durch den Völkermord oft verloren gegangen, weil unsere Alten getötet wurden. Viele familiäre Erinnerungen sind

verloren gegangen. Diese Karte kann damit vielleicht ein Stück zurückgeben. Aber nur, wenn wir als Community von Anfang an auch mitgestalten können.“

Ricardo Tietz (Abschluss): „Ich beende das an dieser Stelle mal, weil wir schon einiges gesammelt haben, aber auch, weil langsam die Zeit knapp wird. Ich danke Ihnen allen ganz herzlich für diesen offenen und ehrlichen Austausch. Es ist deutlich geworden, dass dieses Projekt nicht nur Quellen erschließt – sondern Fragen aufwirft, Verantwortung erzeugt und Räume öffnet: für gemeinsames Erinnern, kritisches Forschen und für das Sichtbarmachen von Geschichten, die lange unsichtbar waren. Die Karte, die wir gemeinsam entwickelt haben, ist kein fertiges Produkt, sondern eine Einladung – zur Weiterarbeit, zur Beteiligung und zur Diskussion. Besonders danken möchte ich den Stimmen aus der Community – und allen, die bereit waren, hier heute diesen ganzen Tag mit uns zu gestalten. Ich hoffe sehr, dass wir das heute Gesagte gemeinsam weiter erarbeiten und in die Bildungsarbeit, in Forschung, in digitale Formate, in Schulklassen, Archive und politische Räume, und alle anderen spannenden Felder einbringen und übertragen. Und dass wir es – vor allem – mit den Communities gemeinsam weiterentwickeln. Vielen Dank - kommen Sie alle gut nach Hause.



Beteiligte Kooperationspartner:

- RomMig-Projektgruppe
- Universität Münster
- University of Liverpool
- Niedersächsischer Verband deutscher Sinti e.V.
- Niedersächsische Beratungsstelle für Sinti und Roma e.V.
- Gedenkstätte Ahlem
- Landeshauptstadt Hannover
- Bundesprogramm „DemokratieLeben!“

Webauftritte:

<https://rommig.org/author/admin/page/2/>

<https://rommig.org/showing-our-workings-1-community-workshops-in-germany-and-the-uk/>

<https://sinti-niedersachsen.de/berichte-2025/nachbericht-veranstaltungen-september-2025-hannover/>

<https://www.instagram.com/p/DOnoUMZiADw/>

<https://www.liverpool.ac.uk/heritage-institute/news/stories/title,1531812,en.php>

<https://rommig.org/>

<https://rommig.org/blog/>

Abschlusshinweis:

Der vorliegende Bericht stellt keine wissenschaftliche Darstellung dar, sondern lediglich den inhaltlichen Austausch aus den gewonnen wissenschaftlichen Erkenntnissen während des Mapping-Workshops in der Gedenkstätte Ahlem. Bitte sehen Sie daher davon ab, das Protokoll oder Inhalte daraus, ohne Einverständliche an Zweite oder Dritte weiterzusenden. Die Rechte liegen beim RomMig-Projektteam.